

C 1938

Niedersächsische  
Landesbibliothek  
Hannover

NLB Hannover/ZB

35

021 151 997



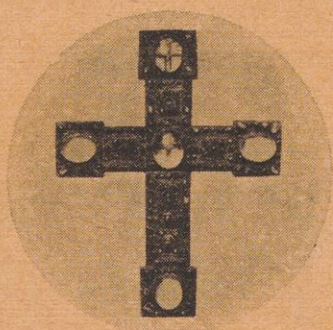
E





# UNSERE DIÖZESE

in Vergangenheit und Gegenwart



Zeitschrift des Vereins  
für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

---

1. Heft

Hildesheim 1961

30. Jahrgang



C 1938

## Inhaltsverzeichnis

Hans Reuther

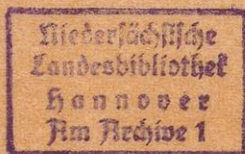
Die Bildstöcke des Untereichsfeldes . . . . . 1

Robert Figge

Gallicanus — Dramatische Dichtung der Hrotsvitha von  
Gandersheim . . . . . 19

Konrad Algermissen

Wittelsbacher Prinzen als Bischöfe von Hildesheim . . . . 37



1961-10312



# Die Bildstöcke des Untereichsfeldes

Von Hans Reuther, Hannover

„Nicht disen Stein mein wandersman  
Jesum allein den schaue an,  
der durch dies Werck verstanden wird  
den gib die Ehr mein frommer Christ“

„Zur Ehre und Gedächtnis des gekreuzigten Heilands  
Jesu Christi aufgerichtet von einem Cuhrfurstlichen  
Maentzischen Lieutenant Johannes Christianus  
Germershausen im Jahr Christis MDCCLXVIII“ (= 1769)

Diese Inschrift an einem schwungvoll dekorierten Bildstock des späten Rokoko neben der Friedenseiche im Dorfe **Seulingen** ist ein sichtbares Zeichen der Volksfrömmigkeit, wie man es auch in anderen deutschen Stammeslandschaften mit überwiegend katholischer Bevölkerung bis zum heutigen Tage antrifft.

Der Bildstock<sup>1</sup> ist ein Bestandteil der spätmittelalterlichen Landschaft, und die bildende Kunst hat in Malerei und Graphik zahlreiche, längst vernichtete Beispiele für seinen Standort und sein Aussehen über-

<sup>1</sup> Grundlegende Darstellungen mit Literaturnachweisen siehe: Stichwort „Betsäule“ (Verf. R. Hindringer) in: Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. II, 1931, Spalte 264-266 (in der zweiten Auflage ist beim Stichwort „Bildstock“ ein Verweis auf das Stichwort „Säule“; dieser Band liegt dz. noch nicht vor). Stichwort „Bildstock“ (Verf. Friedrich Zoepfl) in: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, Bd. II, 1948, Spalte 695-707; dort zahlreiche Abbildungen der Grundtypen. Von der seitdem erschienenen Literatur seien noch folgende Werke erwähnt, die einleitend grundsätzliche Hinweise zum Thema bringen: Josef Weingartner, Tiroler Bildstöcke, Innsbruck 1948; Karl Kolb, Bildstöcke im Taubertal, Tauberbischofsheim 1952; M. Baur-Heinhold, Bildstöcke in Bayern, in: Rhein. Jahrbuch f. Volkskunde, 5. Bd., 1954, S. 53 ff.; Josef Dünninger und Karl Treutwein, Bildstöcke in Franken, Konstanz 1960. Das Werk von Wilhelm Peßler, Deutsche Volkskunst, Bd. I: Niedersachsen, Weimar o. J. (1923), behandelt im Text Bildstöcke überhaupt nicht und weist im Abbildungsteil nur zwei hölzerne Bildstöcke aus der Diözese Osnabrück auf.



liefert. Noch im 19. Jahrhundert war die Einbeziehung des Bildstockmotivs in die Landschaftsdarstellung der Romantiker und Nazarener besonders beliebt<sup>2</sup>.

Der Ursprung des Bildstocks ist religiös-rechtlicher Art. Er war Teil des mittelalterlichen Sühneverfahrens für Totschlag im Affekt. Auf Kosten des Mörders wurde er bis ins 16. Jahrhundert gesetzt, ebenso wie das einfachere und wohl ursprüngliche Sühnmal, das Steinkreuz und der Kreuzstein, die auch in Niedersachsen verbreitet sind.

Haftete dem Bildstock bis nach Ausgang des Mittelalters vorwiegend die Bedeutung eines Unglücksmals an Stätten von Unfall, Frevel, Raub und Mord an, so trat seitdem immer mehr diese Bedeutung zugunsten eines Mals für Danksagung und zur Anrufung des Schutzes der Heiligen für Feld und Flur zurück. Oft war ein Bildstock Ausgangspunkt für Wallfahrten. So ist u. a. nachgewiesen, daß zu **Germershausen** im Untereichsfeld eine hölzerne Marienstatue aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in einem Bildstock zunächst lokal verehrt wurde, woraus sich seit 1678 die bis heute unvermindert große Wallfahrt zur „Maria in der Wiese“ entwickelt hat<sup>3</sup>. Schließlich waren auch Kriegs- und Notzeiten, wo Hunger und Seuchen regierten, Grund für die Errichtung von Bildstöcken.

So läßt sich anhand der erhaltenen und datierbaren Denkmäler sowie der literarischen und bildlichen Quellen der Bildstock in Deutschland und in Österreich sogar bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen. Im späten 15. und im 16. Jahrhundert, der Zeit der deutschen Sonder- und Nachgotik, ist er allgemein verbreitet und hat nach der Gegenreformation als sichtbares Zeichen wiedererstarkter Volksfrömmigkeit in den katholisch gebliebenen und rekatholisierten Gebieten eine reiche Blüte bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert erlebt. Vor allem sind es die vielfältig geformten und reich gegliederten Bildstöcke des Barock und Rokoko, die, beginnend beim schlichten „Marterl“ am Wegesrand und der Passionssäule, über den Prozessionsaltar in Feld und Flur in der monumentalen Dreifaltigkeits-, Marien- und Pestsäule auf Straßen und Plätzen sogar städtebaulich einen wichtigen Akzent bilden.

<sup>2</sup> Z. B. Ferdinand Georg Waldmüller (1793-1865), Ein Mädchen schmückt die Gottesmutter mit einer Rose (um 1837, Privatbesitz); Zuflucht am Bildstock beim Nahen eines Gewitters (1832, Privatbesitz). Ludwig Richter (1803-1884), Rast der Pilger (Bremen, Kunsthalle); Ferdinand Olivier (1785-1841), Bildstock auf dem Wege nach Aigen im Salzburgerischen (1816, München, Privatbesitz).

<sup>3</sup> Alfons Werner, Die Verehrung Marias, der Mutter des Herrn, auf dem Untereichsfeld, in: Die Goldene Mark, Jg. 5, 1954, S. 50 ff., und in: Unsere Diözese, Jg. 23, 1954, S. 63-79.



Ferner ist der Bildstock auch ein Dokument der seit der Gotik weiterblühenden Steinmetzkunst und läßt die reiche Erfindungsgabe und die fast unbegrenzte Formenfreudigkeit des bis zum 18. Jahrhundert dabei anonym gebliebenen Bildhauers erkennen. Ursprünglich war jeder Bildstock, gleich ob aus Holz oder aus Stein, farbig gefaßt. Diese farbige Fassung konnte das gesamte Werk einheitlich überziehen oder sich nur auf die Betonung der unbedeckten Körperteile, der Gewandsäume und Attribute der dargestellten Heiligen beschränken. Durch atmosphärische Einflüsse bedingt, bedurften diese farbigen Fassungen immer wieder der Erneuerung, die nach der jeweils gültigen Stilauffassung auch bei Bildstöcken aus früheren Stilperioden vorgenommen wurde. Bescheidene Reste einstiger Farbigkeit lassen sich noch bei mehreren Bildstöcken im Untereichsfeld nachweisen.

Für das politisch von 1815 bis 1866 zu Hannover und dann bis 1945 zu Preußen und seitdem zu Niedersachsen gehörige Untereichsfeld, das den gesamten Landkreis Duderstadt umfaßt, konnte erstmals im Jahre 1959 eine Sichtung und kurze Inventarisierung der vorhandenen Bildstöcke vorgenommen werden, wobei sich unerwartet reiches Material ergeben hat, das den Vergleich mit anderen kunstgesegneten deutschen Landschaften nicht zu scheuen braucht<sup>4</sup>. Nachdem bereits über die Bildstöcke in anderen Landschaftsgebieten teilweise umfangreiche Abhandlungen vorliegen, soll hier nun versucht werden, auf Grund der nachgewiesenen Haupttypen die Bildstöcke im **Untereichsfeld** darzustellen, soweit sie von künstlerischer Bedeutung sind oder für die Frömmigkeitsgeschichte und Volkskunde Interesse beanspruchen. Zeitlich ist der Rahmen vom ersten Viertel des 17. Jahrhunderts bis zur Säkularisation im Jahre 1802 zu spannen, also die Zeit von der deutschen Renaissance, aus der die ältesten noch erhaltenen Bildstöcke im Untereichsfeld stammen, bis zum Klassizismus. Die zahlreichen seitdem bis zum heutigen Tage entstandenen Bildstöcke haben meist keine neuen Typen geprägt, sondern bewährte Grundformen übernommen, variiert oder vereinfacht; sie werden daher hier nur soweit berücksich-

---

<sup>4</sup> Die Initiative zur statistischen Erfassung der Bildstöcke im Kreis Duderstadt ging 1958 von Oberkreisdirektor Dr. Matthias Gleitze aus. Auf Grund dieser Erhebung wurde im August 1959 durch den Niedersächsischen Landeskonservator, Prof. Dr. Oskar Karpa, eine Kurzinventarisierung, verbunden mit fotografischer Bestandsaufnahme, veranlaßt und der Verfasser damit beauftragt. Wertvolle Hinweise gab Studienrat i. R. Theodor Keseling in Duderstadt und stellte bereitwillig dem Verfasser sein unpubliziertes Material zur Verfügung. Die erweiterte Drucklegung und Bebilderung wurde durch einen finanziellen Zuschuß des Landkreises Duderstadt ermöglicht. Allen, die somit am Gelingen dieser Veröffentlichung beigetragen haben, sei hiermit vom Verfasser herzlichst gedankt.



tigt, wie auch sie für die Frömmigkeitsgeschichte und Volkskunde bedeutsam sind.

Den Grundtyp bildet der Bildstock im eigentlichen Sinne, der auch im Untereichsfeld am meisten verbreitet ist und als dessen Material fast ausschließlich Sandstein oder Kalkstein dient. Er besteht aus einem zuweilen unterteilten oder postamentartigen Sockel, dem Schaft, der als Pfeiler auf quadratischem, rechteckigem oder polygonalem Grundriß errichtet oder auch säulenförmig ausgebildet sein kann, und aus dem Aufsatz über dem Kapitell. Dieser hat entweder die Form eines Tabernakels oder einer Laterne, ähnlich den mittelalterlichen Totenleuchten an Kirchen, Beinhäusern und auf Friedhöfen. Meist schließt eine Verdachung und darüber eine Bekrönung mit Knauf, Kugel und Kreuz den Bildstock ab. Durch plastische und reliefierte Darstellung von biblischen Szenen und von Heiligen am Aufsatz sowie durch architektonische und ornamentale Bereicherungen, vor allem an Sockel und Schaft, wurden besonders im späten 17. und im 18. Jahrhundert künstlerisch reizvolle Gebilde von beachtlicher Höhe (bis zu 4 m) mit lebhaft wirkender Umrißlinie geschaffen. Zu den Inschriften gesellen sich oft Wappen, Hausmarken und Handwerkszeichen. Die Inschrift selbst kündigt vom Stifter und Zweck in frommen Worten oder als gereimter Andachtsvers.

Der älteste noch erhaltene Bildstock des Untereichsfeldes steht am **Obertor zu Gieboldehausen** (Bild 1). Der Oberteil des Postaments zeigt allseits einen Diamantquader in wulstiger Umrahmung; schiffartige Blätter überziehen schuppenförmig den gedrungenen, kantigen Schaft. An seiner Vorderseite gibt eine Inschrift über Entstehungsjahr (1622) und den Stifter (M Christofel Hartman) Aufschluß. Vier geflügelte Engelsköpfe an den Schaftecken tragen den laternenartigen Aufsatz mit flacher Rundbogennische an jeder Seite und sich durchdringender Giebelverdachung als oberen Abschluß. Die Nische zur Straße zeigt im Relief die Kreuzigung Christi mit Assistenzfiguren in Zeittracht, wobei man hier auch an die damals weitverbreitete Darstellung des Stifters mit seiner Frau denken kann. Ein geflügelter Engelskopf füllt den darüber befindlichen Dreiecksgiebel aus. Die übrigen Nischen sind mit Ausnahme der rechten, die das Zeichen IHS mit dem Kreuz aufweist, heute leer. Es handelt sich bei diesem Bildstock um die Arbeit eines ländlichen Steinbildhauers, der Einzelmotive der deutschen Renaissance unbekümmert angewandt hat und so ein eindrucksvolles Werk echter Volksfrömmigkeit schuf.

Künstlerisch qualitätvoller ist der 1676 aus weißem Sandstein errichtete **Gieboldehäuser Bildstock „Auf der Hahlewiese“** (Bild 2), den die Schützenbruderschaft St. Sebastian errichtet hat. Über niedrigem



Sockel, der heute ziemlich vom Wiesengras überwuchert ist, erhebt sich auf kräftigem Schaft von rechteckigem Grundriß eine entsprechend geformte Laterne mit Verdachung, die nach allen vier Himmelsrichtungen Giebel aufweist. Sämtliche Seiten des Schaftes zeigen eine axial angeordnete Blumengirlande in ganz flächigem Relief. Den Übergang zur Laterne vermittelt ein Ornament, das die primitiv umgedeutete Form des römischen Kompositkapitells ahnen läßt. Die vier Reliefdarstellungen innerhalb der Rundbogennischen zeigen mit Ausnahme des von Pfeilen durchbohrten St. Sebastian an der Westseite gedrungene figürliche Darstellungen: die schmerzergriffene Gottesmutter mit dem toten Christus auf dem Schoß als sog. Vesperbild an der Nordseite, und den Kirchenpatron von Gieboldehausen, St. Laurentius, mit dem Ofenrost als speziellem Attribut in der östlichen Nische sowie die Kreuzigung Christi mit Assistenzfiguren an der Südseite. Man wird für die qualitätvollere Darstellung des hl. Sebastian als Vorlage einen Kupferstich oder Einblattholzschnitt vermuten dürfen, der dem Steinbildhauer von der Schützenbruderschaft übergeben wurde.

Etwas mehr dringt die Formsprache der Spätrenaissance beim Bildstock in **Desingerode** am Dorfausgang nach Werxhausen durch, der 1678 entstanden ist (Bild 3). Der im Grundriß querrrechteckige und sich verjüngende Schaft mit schuppenartiger Längsteilung durch Schilfblätter an seiner Vorderseite stellt eine Mischung von Pfeiler mit Säule dar und wird von einem jonisierenden Kapitell über wulstigem Halsglied bekrönt, das den Aufsatz trägt. Ikonographisch ist dieser Bildstock aufschlußreich: Das Relief an der Nordseite zeigt den hl. Andreas mit Diagonalkreuz, an der Ostseite den Kirchenpatron St. Mauritius (Moritz) als Ritter mit Schwert und an der Südseite St. Urban in päpstlichen Gewändern; er schaut auf das bis 1801 zu Desingerode gehörige Filialdorf Werxhausen, dessen Kirchenpatron er ist. Die Kreuzigung Christi mit Assistenzfiguren nimmt die Westseite des Aufsatzes ein.

Den Übergang zum Frühbarock leitet der wohl nach 1675 entstandene Bildstock „An der Mühle“ zu **Obernfeld** ein. Der Schaft, dessen Postament zu zwei Dritteln seiner Höhe heute im Erdreich steckt, ist durch ein kissenartiges Zwischenglied horizontal unterteilt. Die Blumen- und Fruchtgehänge, die allseits den Schaft dekorieren, treten gegenüber den bisher erwähnten Bildstöcken bereits plastischer und knolliger hervor; dagegen bewahrt die mit einer Zeltverdachung versehene Laterne noch eine streng kubische Form.

Wenig Beachtung findet leider der 1680 datierte Bildstock mit der Gottesmutter und dem Jesuskind im Relief, der ursprünglich am Oortor zu **Duderstadt** stand und dann im Flur des in städtischem Eigen-



tum befindlichen Fachwerkhauses Neutorstraße 10 aufgestellt wurde. Dieser etwa 1,75 m hohe Bildstock aus Sandstein, der später unsachgemäß mit Ölfarbe dick überstrichen worden ist, so daß alle plastischen Feinheiten überdeckt sind, zeigt eine im Untereichsfeld merkwürdige Form. Er erinnert nämlich an die einfachste Gestalt des Bildstockes, die aus dem hölzernen Totenbrett hervorgegangene Bildtafel, die hier in Stein umgesetzt und deren verbreiteter Oberteil an den vier Ecken abgekantet und an beiden Längsseiten zusätzlich ausgeklinkt ist.

Das 18. Jahrhundert ist im Untereichsfeld mit einer beachtlichen Reihe teilweise qualitätvoller Bildstöcke vertreten, die zeigen, daß auch in diesem bis 1802 zu Kurmainz gehörigen Gebiet manche Ausstrahlung des rheinisch-fränkischen Barock, wohl in erster Linie über die kurmainzische Festungsstadt Erfurt, ihren Niederschlag gefunden hat. Die Bildstöcke werden in ihren Maßverhältnissen schlanker und eleganter proportioniert; der ornamentale Schmuck gewinnt an plastischer Durchbildung. Die Verdachungen der Laternen schwingen zu eleganten Kurven aus, und die Relieffiguren lösen sich stärker von ihrer Rückwand; sie steigern daher ihren Eigenwert und lassen schwungvoll modellierte Gewandfalten erkennen.

Eine verwandte Gruppe bilden die Bildstöcke „Vor dem Bruchtor“ zu **Obernfeld** von 1725/30 (Bild 4), „Am Anger“ (bez. 1731)<sup>5</sup> und in einem Garten am Hause Nr. 157 „Im Hinterdorf“ zu **Rüdershausen** (wohl 1. Drittel des 18. Jh.). Die im Grundriß quadratischen Schäfte zeigen gleichförmige Kapitelle: Unter der Deckplatte sitzt vor jeder Schaftecke ein pausbäckiges Engelsköpfchen, und die Seitenflächen werden von Akanthusblättern ausgefüllt. Von jedem dieser Engelsköpfchen hängt beidseits ein schmales Band herab, das, mit dem benachbarten verknüpft, die Blumen- und Fruchtgirlande an jeder Schaftseite trägt. Die langgestreckten Laternen dieser drei Bildstöcke beharren noch auf der überlieferten kubischen Form mit Giebelverdachung. Aber bei den figürlichen Darstellungen ist der Wandel zum Barock deutlich ablesbar.

Stilistisch fortgeschrittener ist der Bildstock „In der Wiese“ von 1738 vor dem nördlichen Dorfausgang von **Obernfeld** (Bild 5), der dieselben Schaftornamente und eine ähnliche Kapitellbildung zeigt. Allerdings sind die Blumen- und Früchteranken aufgelockerter und asymmetrisch gruppiert. Die übermäßig langgestreckte Laterne weist eine reich profilierte Verdachung im Segmentbogen an jeder Seite und Eck-

---

<sup>5</sup> Der Bildstock „Am Anger“ zu Rüdershausen wurde vor einigen Jahren auf einen unförmigen Betonsockel gesetzt, wodurch seine Gesamtwirkung erheblich gelitten hat.



verkröpfung auf. Eine steinerne Kugel mit schmiedeeisernem, ursprünglich wohl vergoldetem Kreuz bildet die Bekrönung.

Die ornamentale Schaftzier ist beim Bildstock „Am hohen Baum“ bei **Esplingerode**<sup>6</sup> eigenwillig gelöst. Das wohl gegen Ende des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts entstandene Werk unter hohem Laubbaum inmitten der freien Landschaft zeigt am oberen Ende in der Achse jeder Schaftseite ein volutenförmiges Gebilde, in das die Kordel einer Girlande eingehängt ist. Die Girlanden gleiten über die Schaftecken herab; von ihnen wiederum gehen Bänder aus, die in der Mittelachse jeder Schaftseite zusammengedreht sind und Blumenbukette tragen. Das blockartige Kapitell ist mit leicht geschwungenen Akanthusblättern besetzt, und die vier figürlichen Darstellungen an der Laterne, St. Andreas, der Kirchenpatron St. Georg als Ritter zu Pferde, die Kreuzigung Christi und der hl. Johannes d. T., lassen nicht nur eine bewegte Umrißlinie erkennen, sondern bis auf die Kreuzigung sind die reliefierten Figuren in fließender Bewegung wiedergegeben.

Stilistisch rückständiger ist der Bildstock aus Rotsandstein von 1744 am Ortsrand von **Nesselröden** in der Gemarkung „Bildstock“ (Bild 6) bei Haus Nr. 259, der sich in seiner Formensprache stärker den Lösungen aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts anschließt. Eine recht bäuerliche Komposition läßt der Bildstock aus der Zeit von 1741 an der von Esplingerode nach Desingerode führenden Landstraße erkennen; dieser ist zudem mit dem „Auf der Burg“ in Desingerode stehenden Bildstock verwandt. Der Schaft weist im ersten Viertel seiner Höhenentwicklung eine Einkerbung auf und setzt dann, wulstförmig geschwungen, erneut an. Bei ersterem sind an der Vorderseite unter der streng axialen und symmetrischen Ranke, bestehend aus Blumen und Weintrauben, entsprechend dem Kreuzigungsrelief an der Laterne, die Marterwerkzeuge Christi mit seinem Herzen emblemartig angebracht, bei dem Bildstock „Auf der Burg“ in **Desingerode** dagegen ist das von einem Kreuz bekrönte Namenszeichen Christi, IHS, umgeben von Herz und fünf Wunden des Herrn, zu sehen. In diesen beiden Bildstöcken sind zwei Typen miteinander verschmolzen. Zu der üblichen Grundform gesellt sich die vor allem in Rheinland und Westfalen weit verbreitete sog. Passionssäule, die, auch als Marter- oder Hahnenssäule bezeichnet, eine Nachbildung der Geißelsäule Christi darstellt. Sie zeigt am Schaft die Leidens- oder Marterwerkzeuge des Herrn und als Bekrönung den Hahn Petri.

Die aufgelockerte und zierliche Formenwelt des späten Rokoko

<sup>6</sup> Der Bildstock „Am hohen Baum“ bei Esplingerode wurde vor einiger Zeit durch eine unmittelbar davor errichtete Bank leider in seiner Erscheinung beeinträchtigt.

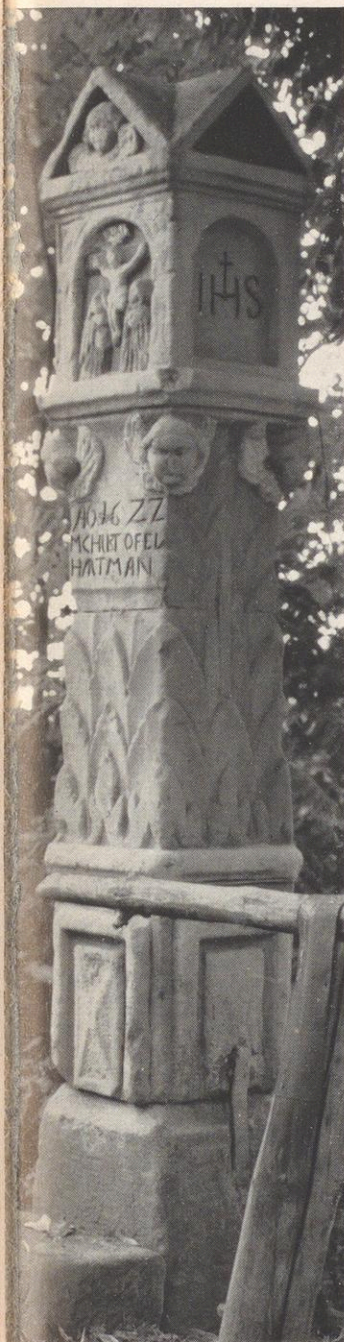


offenbart sich im Untereichsfeld überzeugend in zwei Bildstöcken zu **Seulingen**. Zwar ist der Schaft beider gegenüber der Barockzeit wieder etwas kräftiger geformt, jedoch tritt diese Verstärkung infolge der zarten, den ganzen Schaft überwuchernden Rocailleornamentik nicht primär in Erscheinung. Der aus Rotsandstein gefertigte Bildstock von 1769 an der Friedenseiche (Bild 7), dessen ausführliche Inschrift eingangs zitiert worden ist, zeigt einen Schaft auf quadratischem Grundriß über ganz niedrigem Sockel, der nach einer Einziehung schwungvoll ansetzt und von stilisierten Akanthusblättern eingefasst wird, so daß man an das Herauswachsen des Bildstocks aus dem Erdboden denken könnte. An der Nordseite des Schaftes ist der Erzengel Michael mit Flammenschwert im Kampf gegen den aus der Hölle emporfahrenden Luzifer in feingliedrigem Flachrelief dargestellt. Die Leidenswerkzeuge Christi schmücken in — heute stellenweise leicht verwitterten — fischbeinähnlichen Rocaillerahmungen die Ostseite, während Süd- und Westseite der Stifterinschrift vorbehalten sind, die von asymmetrischen Rahmungen eingefasst ist. Die Laterne ruht auf einem aus stilisierten Akanthusblättern bestehenden und mit einem Engelskopf in der Mitte jeder Schaftseite verzierten Kapitell. Ihre quadratische Grundfläche ist kleiner als die des Schaftes, so daß Kapitell mit Deckplatte weit auskragend wirken. Die fast vollplastischen Figuren lassen den weich modellierten Faltenwurf ihrer Gewänder erkennen. An der Nordseite erscheint der hl. Johannes d. T., der Kirchenpatron des Dorfes, an der Ostseite, entsprechend den Leidenswerkzeugen des Herrn im Relief am Schaft, Christus am Kreuz, während an der Süd- und Westseite die schmerzreiche Gottesmutter und der hl. Petrus mit dem Schlüssel in seiner Rechten dargestellt sind. Eine schwungvolle, reich profilierte Verdachung mit Muschelornament in der Mitte jeder Seite verleiht der Laterne ihre obere Begrenzung. Als Bekrönung muß man sich auch hier ein vergoldetes Eisenkreuz auf der noch vorhandenen steinernen Kugel vorstellen, die ursprünglich wohl ebenfalls vergoldet war.

Der aus weißem, hellrot geadertem Sandstein gefertigte Bildstock „Auf dem Eckberg“ bei **Seulingen** am Feldweg nach Desingerode zeigt denselben Typ und dürfte vom gleichen Bildhauer stammen. 1787 entstanden, läßt sich hier bereits der stilistische Wandel in der Ornamentierung des Schaftes erkennen. Die verspielten Rokokoformen haben sich unterhalb der Kapitellplatte zu zopffartigen symmetrischen Girlanden verfestigt. Die gleiche Thematik in der figürlichen Darstellung und dieselbe Stifterinschrift erfüllen diesen Bildstock wie sein Vorbild neben der Friedenseiche.

Wie stark das Beharrungsvermögen manch einheimischen Meisters

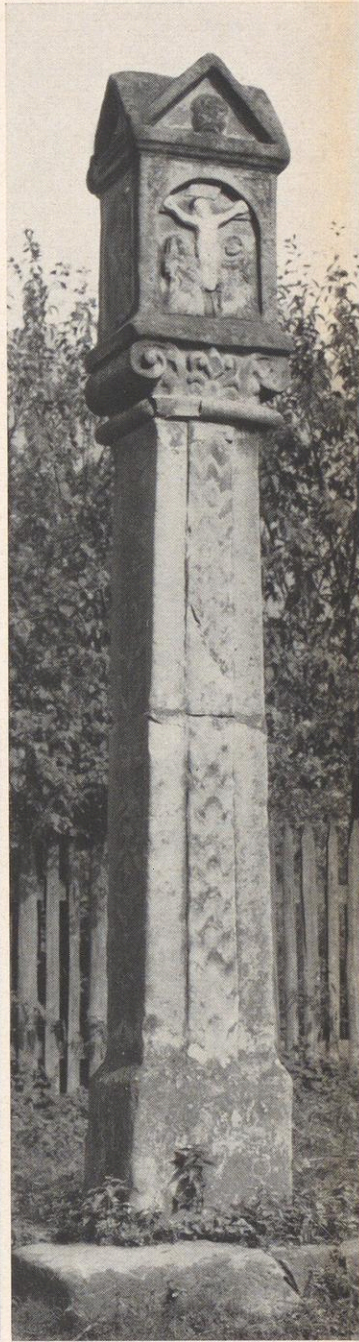




Gieboldehausen,  
Bildstock „Am Obertor“  
(1622) Bild 1



Gieboldehausen,  
Bildstock „Auf der Hablewiese“  
(1676) Bild 2



Desingerode,  
Bildstock am Dorfausgang  
nach Werxhausen (1678) Bild 3





Obernfeld,  
Bildstock „Vor dem Bruchtor“  
(1725/30) Bild 4



Obernfeld,  
Bildstock „In der Wiese“  
(1738) Bild 5



Nesselröden,  
Bildstock in der Gemarkung  
„Bildstock“ (1744) Bild 6





euilingen,  
Bildstock im Dorf an der  
riedenseiche (1769) Bild 7



Tiftlingerode,  
Bildstock an der Duderstädter  
Straße (1786) Bild 8



Desingerode,  
Bildstock vor Haus Nr. 77  
(1868) Bild 9



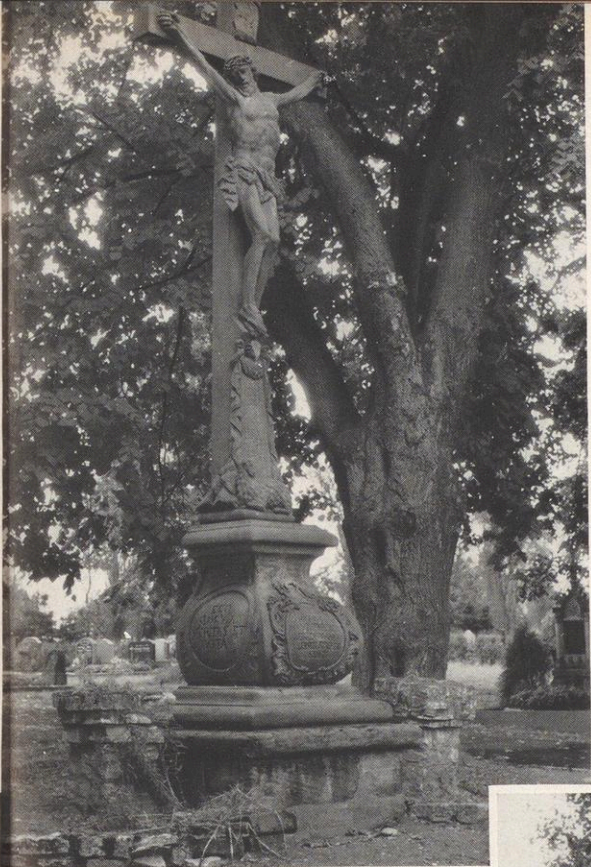


*Krebeck,  
Prozessionsaltar an der  
Pfarrkirche (1823) Bild 10*

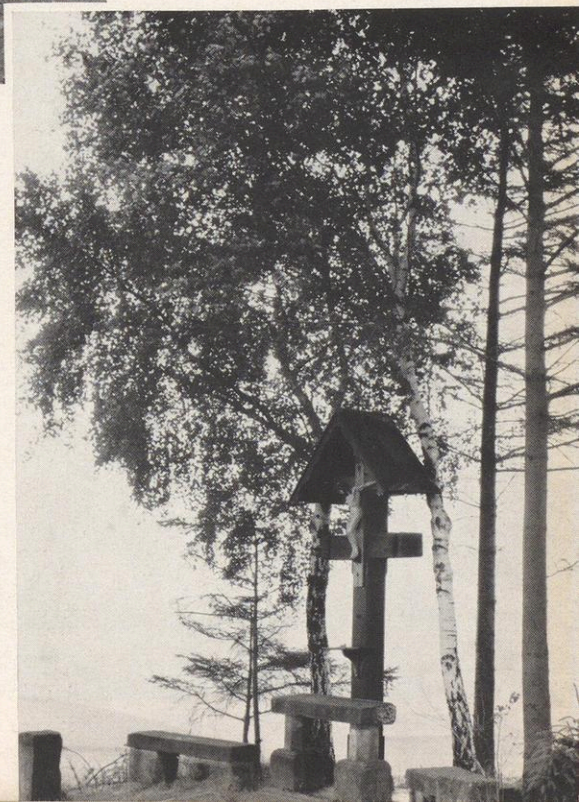


*Wollbrandshausen,  
Bildstock „Am Brückenberge“ (1853)  
Bild 11*





*Lindau,  
Friedhofskreuz (1753) Bild 12*



*Nesselröden,  
Hagelkreuz (Anf. 20. Jh.) Bild 13*





derstadt,  
St. Johannes von Nepomuk an  
der Propsteikirche (1724) Bild 14



Gieboldehausen,  
Wegekreuz „Am Armenhof“  
(1748) Bild 15



Gieboldehausen  
St. Johannes von Nepomuk an  
der Hablebrücke (1743) Bild 16





Duderstadt, Mariensäule (1711)





Duderstadt, Madonna „Am Lindenzaun“ (1751) Bild 18



in dem einmal festgelegten Grundtyp und in der frühbarocken Formsprache ist, läßt der Bildstock auf einer Wiese an der Duderstädter Landstraße, etwa 1,2 km vor dem Dorf **Tiftlingerode** (Bild 8), erkennen. Wenn der Sockel an seiner Südseite nicht die Stifterinschrift (Christian Wüstefelts Erben) mit der Jahreszahl 1786 tragen würde, wäre man geneigt, die Datierung um mindestens 75 Jahre früher anzusetzen. Auch dieser Bildstock ist kein Werk großer Kunst, sondern ein Beitrag zur religiösen Volkskunst, die, wie auch die profane, oftmals ein geradezu erstaunliches Festhalten an stilistischer und formaler Überlieferung offenbart.

Ebenso lange, wie die frühbarocke Stilauffassung bei den Bildstöcken des Untereichsfeldes gedauert hat, währten einzelne Motive des ausklingenden Rokoko. Der 1868 im Unterdorf von **Desingerode** an der Scheune des Gehöfts Nr. 77<sup>7</sup> vom Steinhauer H. Vollmer aus Westerode geschaffene Bildstock ist ohne Vorbilder aus dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts undenkbar (Bild 9). Auch hier läßt die Inschrift:

„Wer gutes wirkt im Leben,  
Der zage nicht, mein Christ,  
Der bekömt reichen Segen  
Vom Heiland Jesu Christ.“

„Gewidmet von Christof Zapfe, Desingerode.

Verfertigt von Steinhauer H. Vollmer, Westerode 1868“

deutlich verspüren, daß der religiöse Grundgehalt derselbe wie in früheren Zeiten geblieben ist und das handwerkliche Können noch nicht nachgelassen hat. Ferner verdient dieser Bildstock ikonographisch einige Beachtung. Die ganze Vorderseite des Schaftes ist mit den Leidenswerkzeugen Christi im Relief geziert, darunter erblickt man die Passionssäule mit dem Hahn Petri als Bekrönung. Dieser Darstellung entspricht an der Laterne das Kruzifix. Die Ostseite der Laterne zeigt im Relief den hl. Bischof Bernward mit dem Kreuz in seiner Rechten und dem Krummstab in der Linken, die Westseite den hl. Bischof Godehard.

Eine seit anfangs des 19. Jahrhunderts im Untereichsfeld weit verbreitete Sonderform des Bildstocks ist das **Heiligenhäuschen**, das zuweilen auch „**Gruft**“ genannt wird und meist aus einem dem Blockaltar ähnlichen Unterbau mit profilierter Mensaplatte besteht, worüber sich ein nischenartiger Aufsatz erhebt, der entweder offen oder mit einem Gitter verschlossen sein kann und eine Heiligenfigur oder ein Bild

<sup>7</sup> Dieser Bildstock stand bis zur Verkoppelung um 1895 etwa 50 m weiter östlich in einer Wiese. Näheres über den Anlaß der Stiftung siehe bei: Arand, Die Helgenposten, in: Desingerode. Eine Heimatschrift aus Anlaß der Tausendjahrfeier, Duderstadt 1952, S. 20—22.



enthält. Den oberen Abschluß bildet eine steinerne Verdachung über dem Hauptgesims, die meist von einem Kreuz bekrönt wird. Das Heiligenhäuschen „**Am Brückenberge**“ zu **Wollbrandshausen** (Bild 11) vom Jahre 1853 mit sarkophagartig geschwungenem Unterbau in Erinnerung an Barockaltäre enthält im vergitterten Aufsatz die bildliche Darstellung der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, umgeben von den vierzehn heiligen Nothelfern. An der Vorderseite des Unterbaus gibt eine Inschrift den Hinweis auf den berühmten fränkischen Wallfahrtsort Vierzehnheiligen am Oberlauf des Mains im Erzbistum Bamberg, der hier noch mit seiner ursprünglichen Bezeichnung „Frankenthal“ erwähnt ist<sup>8</sup>. Im Jahre 1855 wurde nämlich auf der östlichen Kuppe des Höherberges bei Wollbrandshausen ein später erweitertes Kirchlein zu Ehren der vierzehn heiligen Nothelfer auf Grund eines Gelöbnisses des Pfarrers Vocke von Wollbrandshausen während einer im Jahre 1850 im Eichsfeld grassierenden Cholera-Seuche errichtet. Durch die dort 1856 kanonisch errichtete Vierzehnheiligen-Bruderschaft genießt dieser Wallfahrtsort dieselben Gnaden und Ablässe wie die ehrwürdige Wallfahrtsstätte am Obermain. So blieb damals den Wallfahrern vom Eichsfeld eine beschwerliche Pilgerfahrt nach Franken erspart, die zudem durch weite nichtkatholische Gebiete führte, wobei es oft zu Unzuträglichkeiten kam.

An der Landstraße von **Nesselröden** nach Etzenborn im Landkreis Göttingen steht links im Felde unter zwei hohen Laubbäumen ein Heiligenhäuschen aus Sandstein mit der Jahreszahl 1808, das 1860 renoviert wurde, und daneben ein Holzkreuz. Dort ist die einstige Stelle des Dorfes **Dudenborn**, das bereits vor dem Dreißigjährigen Kriege von seinen Bewohnern aufgegeben worden ist. Alljährlich zieht noch heute zu Ostern eine Armenseelenprozession zum Heiligenhäuschen in dieser Wüstung, wodurch die Erinnerung an die einstige Dorfstelle wachgehalten wird.

Die besonders in Mainfranken verbreiteten altarartigen Bildstöcke, die an Fronleichnam und bei Bittgängen als Prozessionsaltäre dienen, stellen eine Abart der Heiligenhäuschen dar<sup>9</sup>. Im Untereichsfeld ist ein eindrucksvolles Beispiel auf dem von Bäumen beschatteten Vorplatz der kath. Kirche zu **Krebeck** (Bild 10) nachzuweisen. Der dortige, reich gegliederte Prozessionsaltar vom Jahre 1823 ist das Werk eines

<sup>8</sup> Über die Geschichte der Wallfahrt und über die Kirche zu Vierzehnheiligen siehe: Hans Reuther, Vierzehnheiligen (Kunstführer, Große Ausgabe, Bd. 20), München 1957.

<sup>9</sup> Zuweilen ist auch eine lose Verbindung von Prozessionsaltar mit Bildstock möglich. So ist beispielsweise dem barocken Bildstock von 1738 an der Nordseite der katholischen Pfarrkirche zu Seulingen eine Mensaplatte aus Sandstein auf kubischem Steinpfiler vorgesetzt.



ländlichen Steinbildhauers, der noch unbekümmert Formenelemente des Barock verarbeitet hat. Den sarkophagförmigen Altarblock von annähernd quadratischer Grundfläche deckt eine klobige Mensaplatte mit Zahnschnittprofil. Die Retabelwand zeigt in der Mitte eine rundbogige Aussetznische für das Allerheiligste mit einer Muschel in der Nischenwölbung. Seitlich dürften zwei Heilige im Relief dargestellt gewesen sein, die jetzt völlig abgewittert sind. Als Bekrönung des Retabels ist Christus am Kreuz mit zwei Kelchen zu seinen Füßen sichtbar. In der Ornamentik des Altarblocks klingen Formen des Biedermeierstiles auf, vor allem an der Vorderseite, wo in einer oval verschlungenen Girlande die Buchstaben IHS mit dem Kreuz darüber und zwei diagonal gekreuzte Schriftrollen darunter zu sehen sind.

Die Erweiterung des Heiligenhäuschens und des Prozessionsaltars führt zur Feldkapelle, wie beispielsweise die **Kluskapelle** am westlichen Dorfrand von **Immingerode**. Die heutige Kapelle, ein Fachwerkbau mit Pultdach, stammt aus dem vorigen Jahrhundert und wurde anstelle eines älteren, wohl baufällig gewordenen Kapellchens zum Gedächtnis an die Pestzeit von 1682 auf 1683 errichtet. Im Innern erblickt man zu seiten eines ausdrucksvollen hölzernen Kreuzifixes aus der Barockzeit in farbiger Fassung aus der hl. Sippe die Statuen der hl. Elisabeth und des hl. Zacharias, ebenfalls Werke der Holzbildhauerei des 18. Jahrhunderts, die vom Hochaltar der mittelalterlichen katholischen Pfarrkirche zu Immingerode stammen, welche 1719 bis auf den Turm einem saalartigen barocken Neubau weichen mußte.

Das **Feld- und Wegekreuz** aus Holz ist im Untereichsfeld genauso wie der Bildstock weit verbreitet. In den meisten Dörfern, an Straßenabzweigungen, in Feld und Flur begegnet der Wanderer Wegekreuzen, die zum Gedächtnis an die Passion Christi und zur Besinnung auf den Tod auffordern. Neben diesen kommt den Wetterkreuzen im bäuerlichen Volksleben seit dem frühen Mittelalter eine besondere Rolle zu. Zum Schutz der Äcker gegen Hagelschlag und andere Witterungsunbilden errichtete man Kreuze, die oft unter der Bezeichnung „Hagelkreuz“ auch auf Flurnamen übertragen wurden. In Westfalen und im gesamten Eichsfeld ist das Wetterkreuz mit zwei parallelen Querbalken üblich, das auch als Zachariaskreuz bezeichnet wird und bei älteren Darstellungen mit Beschwörungsformeln und sieben Kreuzzeichen versehen war. Da diese hölzernen Wetterkreuze ebenso wie die Wegekreuze im Laufe der Zeit den klimatischen Einflüssen zum Opfer fielen und daher immer wieder einer Erneuerung bedurften, ist es verständlich, daß man kaum noch Beispielen aus älterer Zeit begegnet. Ein schönes hölzernes Wetterkreuz, das mit Schutzdach versehen ist, steht bei **Nesselröden** in landschaftlich bevorzugter Gegend



unter zwei Birken und einigen Nadelbäumen in der Gemarkung „Beim Hagelkreuz“ (Bild 13). Ein steinernes Betpult davor und zwei Steinbänke laden zur Andacht ein. Das Nesselröder Wetterkreuz wurde auch als „Gemeine Figur“ in das Ortswappen übernommen<sup>10</sup>.

Eine hohe Blüte erlebte in der Barockzeit das Wegekreuz. Einige steinerne Beispiele künden noch heute vom Ausdrucksreichtum jener Zeit. Auf kurviertem Postament mit Inschrift innerhalb einer Girlande ist das Wegekreuz „**Am Armenhof**“ zu **Gieboldehausen** errichtet. Zu Füßen des Corpus Christi ruht symbolisch das Lamm Gottes. 1746 wurde dieses qualitätvolle Werk aus rotem Sandstein geschaffen (Bild 15), wie die eingehauene Jahreszahl am Kreuzesstamm erkennen läßt.

Noch monumentaler wirkt das Sandsteinkruzifix auf dem Friedhof zu **Lindau**, das von Heinrich und Elisabeth Jacob im Jahre 1753 gestiftet wurde (Bild 12). Die Komposition des der Überlieferung nach von einem flämischen Bildhauer stammenden Werkes besteht aus einem schwungvoll kurvierten Postament mit profilierter Grund- und Deckplatte, auf der das Kreuz errichtet ist. Inschriften zieren die Vorder- und beide Schmalseiten des Postamentes<sup>11</sup>. Die architektonische Überleitung von Postament zum Kreuz erfolgt durch einen Engel, der unterhalb der Füße Christi ein Tuch ausgespannt hält, das seitlich in Falten kaskadenförmig herabfällt und in dem die Stifterinschrift vermerkt ist. Unter dem Kreuze ruht auch hier das Gotteslamm. Der sorgfältig modellierte Corpus Christi läßt die körperliche Anspannung im Augenblick seines Todes deutlich verspüren und ist von klassischer Schönheit, dabei im Ausdruck ohne Pathos, wie man es oft bei barocken Kruzifixen empfindet.

Eine besondere Bedeutung kommt dem an der Worbiser Straße in

<sup>10</sup> Beschreibung und Abbildung siehe: Wappenbuch Landkreis Duderstadt, Duderstadt o. J. (1960), S. 60 f. Das Wappen von Nesselröden (in Blau ein goldenes Doppelkreuz) wurde am 5. 12. 1950 durch den Niedersächsischen Minister des Innern genehmigt. Dort wird es als „Kurmainzer Kreuz“ bezeichnet, das als Mahnzeichen errichtet wurde und im Volksmund „Hagelkreuz“ genannt wird. Das Kurmainzer Kreuz ist aber gleichbedeutend mit dem erzbischöflichen Kreuz (Mainz war von 781 bis 1802 Erzbistum), das zwei parallel verlaufende horizontale Querbalken aufweist, von denen der obere kürzer als der untere ist. Dagegen zeigt das Wetterkreuz von Nesselröden ebenso wie das Kreuz im Ortswappen den unteren Querbalken verkürzt und entspricht also der Form des Zachariaskreuzes.

<sup>11</sup> Die Inschrift an der Vorderseite des Postaments lautet: „Wer hier vorüber gehet, das Crucifix verehere, bette aber Jesum ahn nach unser Kirchenlehre.“ Auf der linken Seite des Postaments steht: „Ego sum via, veritas et vita“ (= Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben). Auf der rechten Seite des Postaments steht: „Qui non tollit crucem suam et sequitur me, non est me dignus“ (= Wer nicht sein Kreuz aufnimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht würdig).



**Duderstadt** außerhalb des Walles stehenden sog. **Pestkreuz** von 1700 zu, dessen Schaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erneuert worden ist. Es handelt sich nämlich hier nicht um ein Mal zur Erinnerung an die Pestzeit, sondern um ein Jakobuskreuz, das ursprünglich nicht dort, sondern einen Steinwurf entfernt in der Mitte einer Straßenkreuzung stand, von wo die Wallfahrten zum Grabe des Apostels Jakobus d. Ä. nach Santiago de Compostela in Spanien ausgingen. Das Kreuz selbst zeigt Kleeblattform. In den Armen sind die allerheiligste Dreifaltigkeit und die Gottesmutter im Relief dargestellt. In der Mitte des Schaftes sind an der Vorderseite drei Eisenhaken eingelassen. Der mittlere diente wohl zum Einhängen einer Laterne oder Ewiglichtlampe, die seitlichen zum Befestigen von Kerzen. Auch Prozessionen und Wallfahrten in die Umgebung sowie nach Vierzehnheiligen in Franken begannen und endeten hier mit einer kurzen Andacht.

Die bis zur Gegenwart geübten Wallfahrten zum heiligen Kreuz, zuweilen auf die Tradition eines älteren Kreuzkultus auf Bergen und Hügeln zurückgreifend, haben zur Errichtung von Kalvarienbergen geführt, an deren Zugangswegen Stationsbilder oder -kapellchen den Leidensweg des Herrn anzeigen. Im Mittelalter waren es meist die „**Sieben Fälle Christi**“, manchmal auch acht oder neun Stationen, und seit dem 17. Jahrhundert bürgerte sich die bis heute übliche Zahl von vierzehn Leidensstationen immer mehr ein. Vor allem im 18. Jahrhundert fügte man auch eine fünfzehnte hinzu: die Kreuzauffindung durch die römische Kaiserin Helena.

Bei **Immingerode** führt ein Kreuzweg mit Stationen, die den Typ des Heiligenhäuschens aufnehmen, zum Pferdeberg empor, wo als Abschluß ein Hochkreuz aus Sandstein mit Ewiglichtlampe im Jahre 1904 errichtet wurde.

Eine einzelne, stark verwitterte Kreuzwegstation steht in **Bilshausen** am Platz „Im Teiche“. Sie wurde 1842 von einem Ehepaar gestiftet und läßt eine ganz schlichte, blockartige Form aus Rotsandstein erkennen. An der Vorderseite des Aufsatzes, der auf einem kubischen Sockel ruht, ist Christus im Relief dargestellt, wie er unter der Kreuzlast zusammenbricht.

Im 18. Jahrhundert fand die Darstellung des 1729 kanonisierten **hl. Johannes von Nepomuk** auf Brücken, an Brunnen und Wasserläufen weithin Verbreitung<sup>12</sup>. Als Angehöriger des Wischehrader Stiftskapi-

<sup>12</sup> P. Joseph Braun SJ, Tracht und Attribute der Heiligen in der Deutschen Kunst, Stuttgart 1943, Spalte 380-382. Georg Wolpers, Verehrung des hl. Johannes Nepomuk im Untereichsfelde, in: Unser Eichsfeld, Bd. 19, Jg. 1924, S. 306-309.



tels und des Prager Domkapitels wird er allgemein in der Tracht eines Kanonikers dargestellt. Er trägt ein Rochett und eine mit Hermelinpelz besetzte Mozetta sowie Birett. Als allgemeines Märtyrerattribut hält er oft einen Palmenzweig in einer Hand; sein spezielles Attribut ist das Kreuz, das er im Arm trägt, und vielfach noch seine Zunge. Oft ist sein Haupt von einer Gloriole mit fünf Sternen umgeben als Hinweis auf den Lichterglanz, der zufolge einer Legende seinen Leichnam umstrahlte, als dieser sich in Prag aus dem Wasser der Moldau erhob, wo er nach grausamer Folterung am 20. März 1393 ertränkt worden war. Das im Jahre 1693 auf der Prager Karlsbrücke zu seinen Ehren errichtete Denkmal wurde zum Vorbild für sämtliche Johannes-von-Nepomuk-Darstellungen in Plastik und Malerei. An der Hahlebrücke zu **Gieboldehausen** (Bild 16) steht er ohne Gloriole auf doppeltem Postament, dessen unterer Teil kurvig geschwungen ist. Die Inschrift enthält ein Chronostichon, aus dem die Jahreszahl der Errichtung (1743) zu entnehmen ist<sup>13</sup>. An der rechten Seite des oberen Postaments ist im Relief die Prager Karlsbrücke dargestellt, an der linken Seite ein Schild mit Zierrahmen, das horizontal geteilt ist; oben erscheint im Schild ein Stern, darunter sieben Zungen. Eine zweite Statue des hl. Johannes von Nepomuk, ebenfalls unter Verzicht auf eine Gloriole, steht in **Duderstadt**<sup>14</sup> (Bild 14). Sie wurde 1724 aus Sandstein errichtet und zeigt vergoldete Gewandsäume; ebenso wie die Sandsteinstatue des Heiligen in Gieboldehausen war sie ursprünglich weiß gefaßt, um Alabaster oder Carrara-Marmor vorzutäuschen<sup>15</sup>.

<sup>13</sup> Die Inschrift ist auf die Vorderseite und die rechte Seite des Postaments verteilt und erwähnt den Mainzer Kurfürsten und Erzbischof Johann Friedrich Carl von Ostein, der von 1743-1763 als Erzbischof von Mainz und ab 1756 zugleich als Bischof von Worms herrschte. Außerdem wird als Stifter dieses Johannes-von-Nepomuk-Standbildes der Pfarrer Godefridus (= Gottfried) Wagener genannt. In dem Handbuch von Bernhard Opfermann, *Die kirchliche Verwaltung des Eichsfeldes in seiner Vergangenheit*, Leipzig-Heiligenstadt 1958, wird ein Geistlicher dieses Namens nirgends erwähnt. Daher ist anzunehmen, daß es sich hier um einen Sohn von Gieboldehausen handelt. Der vollständige lateinische Text der Inschrift nebst Übersetzung sind wiedergegeben bei G. Wolpers, a. a. O., S. 309.

<sup>14</sup> Diese Johannes-von-Nepomuk-Statue fand 1954 einen neuen Platz südwestlich vor der katholischen Propsteikirche St. Cyriakus; zuvor stand sie auf dem Grundstück der Berufsschule an der Judenstraße. Der ursprüngliche Standort war aber vor dem Neutor zu Duderstadt am Liebfrauenteach, der im ersten Viertel des 20. Jhs. zugeschüttet wurde. Als Bildhauer wird Ernst Merten in Duderstadt genannt, der bereits 1722 die Statue geschaffen hat und dafür lt. Quittung vom 27. Februar 1722 zwölf Reichstaler und 20 Groschen erhielt.

<sup>15</sup> Auch an Bildstöcken taucht seit jener Zeit im Eichsfeld der hl. Johannes von Nepomuk auf, wie am Bildstock an der Landstraße von Esplingerode



Die **Dreifaltigkeits-, Marien- und Pestsäulen** gehören zu den charakteristischen Werken der Bauplastik in der Renaissance und im Barock; sie sind meist von beachtlicher Höhe und in prachtvoller Gestaltung von bedeutenden Meistern entworfen worden. Ihr hauptsächliches Verbreitungsgebiet ist Bayern und Österreich<sup>16</sup>. In **Duderstadt** steht am oberen Ende der hier platzartig erweiterten Marktstraße zwischen dem Rathaus und der katholischen Propsteikirche St. Cyriakus die hohe **Mariensäule** als seitlicher Akzent (Bild 17). Auf dem Postament über dreistufigem Unterbau erhebt sich die schlanke, über sechs Meter hohe Säule als Monolith aus gelbem Sandstein mit unmerklicher Verjüngung ihres Schaftes zum Kompositkapitell. Eine Statue der Gottesmutter mit dem Jesuskind auf ihrem linken Arm und dem Zepter in der Rechten bekrönt diese monumentale Säule. Eine Fürstinnenkrone ziert das Haupt Mariens und eine Zackenkrone das des Jesuskindes. Ganz nach barocker Stilauffassung zeigt die Figur schwungvollen Faltenwurf mit aufgelockerter Umrißlinie. Die Vorderseite des Postaments zierte folgende Inschrift in Antiqua-Buchstaben:

Ave regina coelorum  
Ave domina angelorum  
Salve radix, salve porta  
Ex qua mundo lux est orta  
  
(Gegrüßet seist Du, Himmelskönigin,  
Gegrüßet seist Du, Herrin der Engel,  
Sei gegrüßt, Wurzelgrund, sei gegrüßt, Pforte,  
Aus der der Welt das Licht zuteil wurde.)

An den Seiten sind das Wappen von Duderstadt mit zwei schreitenden Leoparden übereinander und das Wappen des Kurfürstentums Mainz mit Krummstab, Schwert, Kurhut und Rad sichtbar; letzteres Wappen als Zeichen der damaligen Zugehörigkeit Duderstadts zum Fürstentum Eichsfeld im Mainzer Kurstaat. Die Mariensäule wurde 1711 auf Veranlassung des seit 1666 in seiner Heimatstadt wirkenden

---

nach Desingerode, der nach 1740 entstanden ist, und am Bildstock in der Gemarkung „Bildstock“ am Ortsrand von Nesselröden, der 1744 datiert ist.  
<sup>16</sup> Zum Vergleich seien hier genannt: Mariensäule auf dem Marienplatz vor dem neuen Rathaus zu München, 1638 von Kurfürst Maximilian I. als Dankeszeichen für die Erhaltung der Städte München und Landshut in der Schwedenzeit (1632) errichtet. Pestsäule am Graben zu Wien, von Kaiser Leopold I. anlässlich der Pest von 1679 gelobt und 1693 geweiht. Annasäule auf der Maria-Theresien-Straße zu Innsbruck mit der Statue der Maria Immaculata als Bekrönung, errichtet 1706 zur Erinnerung an den Abzug der eingedrungenen Bayern aus Tirol am St.-Anna-Tag 1703.



Stadtpfarrers und Kommissarius des gesamten Eichsfeldes, Dr. Herwig Böning (1640-1722), errichtet, der ein großer Verehrer der Gottesmutter war und zahlreiche Muttergottesstatuen in den Kirchen seines Bereichs aufstellen ließ<sup>17</sup>.

Vor dem Westertorturm, dessen schraubenförmig gedrehter Spitzhelm ein Wahrzeichen von Duderstadt bildet, steht ein umzäuntes Standbild Mariens auf hohem unterteilten Postament „**Am Lindenzaun**“, einer rechtsgeschichtlich bedeutsamen Stätte, wo einst das Gaugericht der Goldenen Mark tagte<sup>18</sup> (Bild 18). Bis 1730 hat sich unter den Linden dieses Platzes ein Rest ehemaliger Volksjustiz in Gestalt des sog. Land- oder Westengerichts erhalten können. An der Vorderseite des oberen, kurvierten Postamentes befindet sich eine vergoldete Inschrift:

Ecce mater dei gratia plena.

(Sehet die Gottesmutter, voll der Gnaden)

Das Chronostichon dieser Inschrift verrät das Jahr der Errichtung (1752) des Standbildes. Die Inschrift an der Westseite des Postaments weist auf die beiden damaligen Kuratoren der erstmals 1508 bezeugten Stiftung zum Heiligen Kreuz Johann Georg Emmerling und Johann Philipp Mackenrott. Im Auftrage der Heiligkreuzstiftung ließen sie das Muttergottesbild durch den Duderstädter Bildhauer Johann Bernhard Kopp († 1797) schaffen, der dafür 40 Reichstaler empfing. Die übrigen Kosten erforderten 33 Reichstaler und 24 Groschen und verteilten sich auf das Brechen und den Transport des Sandsteins, die Errichtung des Fundaments und des Postamentes sowie auf das Gold für die Vergolderarbeiten an Statue und Inschrift. Die Gottesmutter steht mit einem Fuß auf der Mondsichel, mit dem anderen auf der Schlange. Das Jesuskind in ihrer Linken blickt zum Beschauer und hält die Weltkugel mit dem Kreuz. Diese Marienstatue ist trotz der im Barock weitgehend dominierenden repräsentativen Auffassung des Menschen von echt fraulichen Zügen erfüllt im Gegensatz zur Statue der Gottesmutter auf der Säule, bei der hoheitsvolle Repräsentation, verbunden mit einem bereits klassizistisch zu bezeichnenden Unterstrom, aufklingt. Daher ist die Muttergottes „Am Linden-

---

<sup>17</sup> A. Werner, a. a. O. Eine zweite Mariensäule in bescheidenen Abmessungen steht in einem Garten zu Gerblingerode am Dorfausgang in Richtung Duderstadt. Es handelt sich hierbei um ein neugotisches Werk aus Sandstein von etwa 2,80 m Gesamthöhe, das die Jahreszahl 1864 trägt.

<sup>18</sup> R. Kretzschmar, 200 Jahre Muttergottesbild im Lindenzaun, in: Die Goldene Mark, Jg. 3, 1952, S. 15-18. J. Dieck, Der Schöpfer des Madonnenbildes im Lindenzaun. ebda., S. 18 f.



zaun“ ein echtes Andachtsbild geblieben und gehört, genau genommen, zum Typ der Hausmadonna. Sie stellt einen Höhepunkt der untereichsfeldischen Barockplastik dar, die in jener Zeit den Anschluß an die Zentren der rhein- und mainfränkischen Barockskulptur gefunden hatte und sich im Rokoko ganz diesen verschrieb.

In **Duderstadt** und auch in **Heiligenstadt** waren damals bedeutende Bildhauerwerkstätten vorhanden, die weit über das Eichsfeld hinaus auch für evangelische Kirchen arbeiteten. Die stilistische Entwicklung der Großplastik geht in Duderstadt von den Pfeilerfiguren in der St.-Cyriakus-Kirche aus, die im Jahre 1684 von A. Georg Kersten geschaffen wurden und sich formal noch den älteren **Harzer Werkstätten**, vor allem in **Goslar**, anschließen. Deutlich spiegelt sich in all diesen Statuen die Eigenart des niedersächsischen Volksstammes wider. Unverkennbar ist eine gewisse Körperschwere, über welche die Stilauffassung des Barock und Rokoko nicht hinwegtäuschen kann. Eine Überbetonung der in der Gewandmasse verhüllten Körpergröße zu Kopf und Gliedern und ein herber Gesamteindruck lassen sich ebenfalls nicht verleugnen<sup>19</sup>.

Die Muttergottes „Am Lindenzaun“ und auf der Mariensäule zu Duderstadt dokumentieren bis zum heutigen Tage die unvermindert große Marienverehrung im gesamten Eichsfeld, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vor allem durch Dr. Herwig Bönings Bemühungen auch künstlerisch in den zahlreichen damals entstandenen Statuen der Gottesmutter eine Neubelebung erfahren hat.

## Exkurs

Bei der kunstgeschichtlichen Beurteilung der Bildstöcke des Unter-eichsfeldes darf der sog. „Heiligenpfosten“ oder „Papenstein“ auf dem Stiftsplatz zu **Nörten-Hardenberg** im Kreise Northeim (Han.) nicht

---

<sup>19</sup> Für die Kenntnis und Beurteilung der Plastik des Eichsfeldes sind in erster Linie die einschlägigen Werke im Städt. Museum zu Göttingen heranzuziehen. Vgl. auch: Siegfried Salzmann, Die Werke der Neuzeit bis zum Ende des Rokoko, Städt. Museum Göttingen, Führer durch die Abteilung Kirchliche Kunst, Heft 2, Göttingen o. J. (etwa 1958).



übersehen werden<sup>20</sup>. Er wurde lt. Sockelinschrift von dem bereits erwähnten Bildhauer A. Georg Kersten (1674—1721) aus Duderstadt geschaffen und zeigt auf den vier Schaftseiten kräftig-plastische Fruchtgehänge, an der Nord- und Südseite noch zusätzlich längsovale Inschrifttafeln. Diese nennen die Kanoniker Andreas und Liborius Papen des dortigen 1055 gegründeten und 1803 aufgelösten St. Peters-Stiftes als Stifter sowie 1698 als das Jahr der Errichtung. Die Fruchtgehänge sind an Kordeln befestigt, die von kapitellartig übereck gesetzten Engelsköpfen unterhalb der Laterne ausgehen. Die Kapitellplatte zeigt das klassische Eierstabmotiv. Die Nordseite der Laterne ist mit der Reliefdarstellung des Patrons der Nörtener Stiftskirche, des hl. Martin, hier bei der Teilung seines Mantels, ausgefüllt. Die Ost- und die Westseite zeigen die Apostelfürsten Petrus und Paulus, und an der Südseite erblickt man Christus am Kreuz mit Assistenzfiguren. Eine Giebelverdachung über der mit Akanthusblättern versehenen Deckplatte schließt den Bildstock nach oben ab.

Mit diesem zwar geographisch außerhalb des Untereichsfeldes stehenden, aber von einem bedeutenden Bildhauer des Barock in Duderstadt geschaffenen Bildstock sind weitgehend in Stilauffassung, Komposition und Form die Bildstöcke „Vor dem Bruchtor“ und „In der Wiese“ zu Obernfeld sowie „Am Anger“ und „Im Hinterdorf“ zu Rüdershausen verwandt. Der „Heiligenpfosten“ zu Nörten war gleichsam ihr Leitmotiv.

---

<sup>20</sup> Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler von Nörten-Hardenberg/Kr. Northeim, ungedruckter Praktikumsbericht des kunstgeschichtl. Seminars der Universität Göttingen vom Sommersemester 1952 (Manuskript in der Bibliothek des Niedersächs. Landeskonservators zu Hannover). J. Dieck, Der Heiligenpfosten in Nörten, das Werk eines Duderstädter Meisters, in: Die Goldene Mark, Jg. 6, 1955, S. 43 f.



## Gallicanus

# Dramatische Dichtung der Hrotsvitha von Gandersheim

Von Dr. Robert Figge, Celle

In den früheren Heften dieser Zeitschrift habe ich Legendendichtungen Hrotsvithas und ihr Gedicht über die Taten Ottos des Großen behandelt. Aber ihren eigentlichen Ruhm hat Hrotsvitha durch ihre sog. dramatischen Dichtungen (*dramatica series*), durch ihre, wie man wohl sagt, Komödien begründet. Denn sie war die erste Deutsche, die in ihrem Vaterlande derartige Dichtungen geschaffen hat. Sie war überhaupt die erste dramatische christliche Dichterin.

In der Vorrede zum 2. Buch ihrer Werke, welches die dramatischen Dichtungen enthält, gibt sie den Grund an, der sie veranlaßt habe, solche Dichtungen zu schreiben. Die Konventualinnen ihres Stifts sprachen ausschließlich lateinisch. Sie mußte also die lateinische Sprache als Umgangssprache völlig beherrschen. Zu diesem Zwecke lasen sie die Komödien des römischen Dichters Terenz (Publius Terentius Afer, etwa 190 bis 159 v. Chr.). Diese waren aber doch wegen ihres oft recht schlüpfrigen Inhalts kein geeigneter Lesestoff für die Ohren der Schwestern. Daher hat Hrotsvitha anstelle der Stücke des Terenz andere Komödien setzen wollen, in denen die preiswürdige Keuschheit christlicher Jungfrauen verherrlicht werde. So hat die Dichterin anstelle der 6 erhaltenen Stücke 6 eigene Dichtungen gesetzt. Es sind das:

1. *Gallicanus*, die Geschichte des römischen Feldherrn Gallicanus und der Märtyrer Johannes und Paulus aus der Zeit Konstantins des Großen und des Julian Apostata.
2. Die Leidensgeschichte der drei christlichen Jungfrauen Agapis, Chiona und Hirena, meistens nach dem Haupthelden Dulcitius genannt.
3. Die Auferweckung der Drusina und des Calimachus, eine Episode aus dem Leben des Apostels Johannes, kurz Calimachus genannt.



4. Die Bekehrung der zur Dirne herabgesunkenen Maria durch ihren Oheim, den Einsiedler Abraham, nach dem das Stück auch benannt ist.
5. Die Bekehrung der Dirne Thais durch den Einsiedler Pafnutius (eine Art Dublette von 4).
6. Das Martyrium der drei christlichen Jungfrauen Fides, Spes und Caritas, benannt nach der Mutter der drei Mädchen, Sapientia.

Die Stücke sind in Prosa, nicht in Versen geschrieben. Aber es ist eine rhythmische, dramatisch lebendige Prosa<sup>1</sup>.

Eigentümlich ist, daß Hrotsvitha in ihre Dramen mehrfach gelehrte Dialoge aus den 7 freien Künsten einfügt, die den Gang der Handlung freilich etwas stören, aber uns doch einen sehr interessanten Einblick in das Geistesleben eines Kanonissenstiftes des 10. Jahrhunderts gewähren. Die Dichterin sagt dazu, sie habe damit gelegentlich einen Faden oder Flocken aus dem Gewande der Philosophie herausgezogen: „*fila vel floccos de panniculis a veste Philosophiae abruptis evellere quivi, praefato opusculo inserere curavi.*“ Dieses Bild hat sie dem spät-römischen Philosophen Boetius (480-524) aus dessen „Tröstungen der Philosophie“ („*De consolatione philosophiae*“) entnommen, ein Werk, das im Mittelalter eins der gelesensten Bücher war.

Es ist nun die Frage aufgeworfen worden, ob die Komödien der Hrotsvitha wohl damals in Gandersheim aufgeführt worden sind. Es ist dies hie und da bejaht worden. Aber diese Meinung dürfte doch abzulehnen sein. Die Dichtungen sind als reine Lesestücke gedacht gewesen. Erst in der neuesten Zeit hat man sie hie und da einmal auf die Bühne gebracht<sup>2</sup>.

Die erste Komödie ist der Gallicanus. Der vollständige Titel lautet „*Conversio Gallicani principis militiae*“, die Bekehrung des Heerführers Gallicanus. Das Stück behandelt die Geschichte des sonst wenig bekannten heiligen Gallicanus und ferner die Legende der angeblich in Rom gestorbenen Märtyrerbrüder Johannes und Paulus, die im Norden weniger bekannt sind, in Italien dagegen viel verehrt werden. Das Stück spielt in der Zeit Kaiser Konstantins des Großen

<sup>1</sup> J. Bendixen, Das älteste Drama in Deutschland oder die Komödien der Nonne Hrotsvitha von Gandersheim. Altonaer Gymnasialprogramm 1850 u. 53. Philaret Chasle: „*Étude sur les premiers temps du Christianisme et sur le moyen âge. Naissance du drame chrétien*“ (Paris), S. 277. A. Ebert, *Gesch. der Literatur des Mittelalters*, 3. Bd., 314-329.

<sup>2</sup> S. hierzu die Bemerkungen des Herausgebers der Vereinszeitschrift und Vorsitzenden des Vereins am Schluß dieses Artikels.



und seiner Söhne und in der Zeit Julian Apostatas. Der Stoff ist von Hrotsvitha offenbar den einschlägigen Märtyrerakten entnommen<sup>3</sup>.

Auch diese Erzählungen waren im Mittelalter schon vor Hrotsvitha von Aldhelm von Malmesburg, Bischof von Sherborne (um 700), behandelt worden, was Hrotsvitha sicher bekannt gewesen ist<sup>4</sup>.

Dem Drama ist in der Münchener, ursprünglich Regensburger Handschrift ein sog. Argumentum, d. h. eine kurze Inhaltsangabe vorausgeschickt, die aber mit dem nachfolgenden Text nicht ganz übereinstimmt. Sie muß also wohl erst später angefügt worden sein. Das Stück zerfällt in zwei Teile oder Akte. Der erste Akt spielt in der Zeit Konstantins des Großen um 327—330, der zweite unter der Regierung Julian Apostatas, etwa um 360.

Der erste Akt hat folgende Personen: Kaiser Konstantin der Große, Gallicanus, der Feldherr des Kaisers, Helena, die Mutter des Kaisers, Constantia, die Tochter Konstantins, Artemia und Attica, die Töchter des Gallicanus, Johannes und Paulus, die Hofmeister der Constantia, römische Heerführer, Befehlshaber und Soldaten, Bardan, König der Skythen, skythische Krieger.

Der erste Akt führt uns zunächst nach Rom in den Palast des Kaisers. Der Herrscher berät sich mit seinen Heerführern über den bevorstehenden Kampf gegen die Skythen, die damals in die Donauländer eingedrungen waren. Sie sollen unterworfen und dem römischen Reiche (pax Romana) einverleibt werden. Zum Feldherrn für den Kampf ist Gallicanus ausersehen. Er hatte, was Hrotsvitha allerdings nicht erwähnt, kurz vorher einen Krieg gegen den Perserkönig Sapor siegreich beendet und sich dabei bewährt. Deshalb soll er nun auch die Führung an der Donau übernehmen.

Der Kaiser glaubte aber dem Gallicanus doch vorwerfen zu müssen, daß er die Rüstungen zum Kriege zu langsam betreibe, und hält ihm das auch vor, aber zu höflich und zurückhaltend, wie es in Wirklichkeit kaum je ein Herrscher einem nachlässigen General gegenüber tun würde. Auch gibt er sich sofort zufrieden, als Gallicanus nun Beschleunigung verspricht. Aber diese Bereitwilligkeit des Heerführers ist doch nur sehr bedingt. Er wagt es, den Kaiser schon vorher um seinen Lohn zu bitten und von dessen Gewährung seinen Ausmarsch abhängig zu machen. Konstantin nimmt das eigentlich unerhörte Verlangen ge-

---

<sup>3</sup> Act. S. S., Juni, vol. VII 140 (25. u. 26. Juni). Ob die Vorgänge geschichtlich sind oder nur der Sage angehören, ist zweifelhaft. Bedenken äußerte schon Baronius „Annal. eccl.“, a. a. O., 350, III 431. Für die Geschichtlichkeit Linsenmeyer: „Die Bekämpfung des Christentums durch den röm. Staat“ II (München 1905), 252.

<sup>4</sup> De virginitate carmen 2051-2106 u. prosa c. 48, S. S. antiquiss. Bd. XV.



lassen hin. Das wirkt etwas absonderlich. Über militärischen Verkehrston wußte unsere Stiftsdame wohl wenig Bescheid. Auch entspricht die Szene wenig der Überlieferung, die wir gerade von Konstantin haben, der kaum so zurückhaltend und bescheiden gewesen ist. Der Kaiser fragt dann, welchen Lohn er wünsche. Damit kommt dann Gallican heraus. Er verlangt nicht mehr und nicht weniger als die Tochter seines Herrn zur Gattin. Konstantin d. Gr. hatte eine Reihe von Söhnen und mehrere Töchter. Von den Söhnen wurden drei, Konstantin II., Constans und Constantius, seine Nachfolger. Von den Töchtern waren zwei vermählt: Constantina und Helena. Helena war die Gattin des späteren Kaisers Julian Apostata. Eine dritte Tochter, Constantia, war unvermählt geblieben. Diese fordert hier nun Gallicanus als Gattin. Die Dichterin bezeichnet dieses freilich durch den Mund des Kaisers als ein bisher unerhörtes Verlangen (*ante insolitum*). Dieser Vorwurf gilt wohl zunächst dem Verlangen des Feldherrn nach vorheriger Belohnung, sodann aber wohl auch dem Umstand, daß der Heerführer sich erkühnte, seine Augen zu einer Kaisertochter zu erheben. Denn er hätte doch dadurch die dem sächsischen Edelfräulein Hrotsvitha als unverbrüchlich geltenden Ebenbürtigkeitsgesetze schwer verletzt, Gesetze, die freilich die Römer der Kaiserzeit nicht kannten. Aber noch ein dritter Grund läßt im Stück den Kaiser bei dem Verlangen des Gallicanus erschrecken. Wie in der von Hrotsvitha auch bearbeiteten Agneslegende erzählt wird, war die Kaisertochter einst am Aussatz erkrankt gewesen. Da hatte sie am Grabe der hl. Agnes gebetet und war geheilt worden. Infolgedessen hatte sie das Christentum angenommen, sich dann ganz an das Heiligengrab auf der nomentanischen Straße (*via nomentana*) zurückgezogen und dort als *virgo Christi* gelebt. In der Tat gilt die Kirche Sant Agnese fuori le mura in Rom als eine Gründung der Kaiserstochter und die daran anschließende Taufkirche S. Constanza als die Grabstätte der Prinzessin<sup>5</sup>.

Eine solche Jungfrau Christi zur Ehe zu erbitten, war freilich ganz unerhört. Trotzdem nimmt der Kaiser die Bitte nicht ganz ungnädig entgegen, da er ja des Feldherrn bedarf. Aber er will nicht einfach, kraft seiner *patria potestas*, selbst entscheiden, sondern sich erst mit der Tochter beraten. Damit schließt die erste Szene.

Die zweite Szene bringt dann die Aussprache zwischen dem Kaiser und der Tochter. Constantia sieht ihrem bei ihr eintretenden Vater sofort seine schweren Sorgen an und ist entsetzt, als sie den Grund seines Kommens erfährt. Entrüstet lehnt sie natürlich den Vorschlag, die Gattin des Feldherrn zu werden, ab. Sie will ihr Gelübde

<sup>5</sup> Der Sarkophag ist später in den Vatikan überführt worden. Papst Paul II. (1464-71) wollte ihn für sein eigenes Grab verwenden.



nicht brechen. Es liegt hier der der Antike ganz fremde, aber im Christentum immer wieder auftretende Konflikt zwischen der sittlichen Weltordnung und dem Staatsnutzen (Staatsraison) vor, bei dem man in der Geschichte fast immer dem Staatsnutzen den Vorzug gegeben hat. Das wußte man, wie diese von der Dichterin selbst erfundene Szene zeigt, auch in dem weltabgelegenen Sachsenkloster sehr wohl. Standen doch die Verwandten der hochadligen Stiftsdamen und die Gönner des Stifts selbst im öffentlichen Leben, wo ihnen auch solche Konflikte nicht erspart geblieben sind. Aber hier entscheidet sich natürlich der Kaiser, der apostelgleiche Konstantin, für die Erfüllung des Gottesgebotes, mag dadurch auch für das Reich eine schlimme Lage entstehen. Ob der geschichtliche Konstantin auch so gehandelt hätte, ist freilich mehr als fraglich. Aus dieser schlimmen Lage weiß die fromme Tochter aber dem Vater zu helfen. Sie sagt ihm, er möge ruhig dem Gallican die besten Hoffnungen machen, daß sie sein Weib werden wolle. Er möge aber zugleich anordnen, daß die Töchter des Gallican aus einer früheren Ehe, *Artemia* und *Attica*, zu ihrem Hofstaat treten sollten und umgekehrt ihre beiden *primiceri* (Hofmeister) *Johannes* und *Paulus* — wohl wie üblich freigelassene Eunuchen — sich dem Gefolge des Feldherrn anschließen hätten. Als Grund gibt sie an, daß durch die Töchter sie, die Kaiserstochter, den Gallican und durch die beiden Hofmeister der Gallican sie, die künftige Braut, besser kennenlernen sollten.

In Wahrheit denkt aber die Kaiserstochter gar nicht daran, die Braut des Feldherrn zu werden. Sie will diesen nur in Hoffnungen wiegen, um dem Reich den Feldherrn zu erhalten. Insofern ist also die fromme *Constantia* nicht ehrlich. Aber andererseits liegt ihr doch fern, dem Gallican ihr Wort zu geben und dann ihr Versprechen wieder zu brechen. Sie will vielmehr zu Gott beten, daß er den noch heidnischen Heerführer zum Christentum bekehre und er dann als frommer Christ aus eigenem Entschlusse der Ehe mit ihr entsage . . . Sie hat auch das feste Vertrauen, daß Gott ihr helfen, und es dann nie zu einem Wortbruch kommen werde. Aber sie will auch das Ihrige dazu tun und an einer Sinnesänderung des Gallican mitarbeiten. Deshalb der gewünschte Austausch des Gefolges. Sie will die Töchter nur deshalb bei sich haben, um sie zu bekehren. In gleicher Weise sollen die beiden Hofmeister, ebenfalls fromme Christen, den Feldherrn veranlassen, dem Heidentum zu entsagen und dann auch vom Verlangen, sie als Gattin zu besitzen, abzustehen.

So von der Tochter beschieden, kehrt der Kaiser zu seinen Heerführern zurück. In der dritten Szene erwarten ihn diese. Gallican ist im Hinblick auf die bevorstehende Entscheidung voll Unruhe. Aber



er beruhigt sich, als er den Herrscher mit heiterer Miene kommen sieht. Das Antlitz, so sagt er, sei ja ein Spiegel der Seele, und ein heiteres Gesicht künde daher auch eine freundliche Gesinnung. So meint es auch die Dichterin.

In der vierten Szene ist dann der Kaiser eingetreten und macht dem Gallican Hoffnung auf die Erfüllung seiner Wünsche. Freilich auf die Frage des Freiers, wie denn Constantia ihre Bereitwilligkeit erklärt habe, weicht er aus. Aber Gallican gibt sich gleichwohl zufrieden und erklärt sich bereit, den Befehl über das Heer an der Donau zu übernehmen.

Dann erfolgt der Austausch des Gefolges. In der fünften Szene kommen die Töchter des Gallican an den Kaiserhof. Bevor sie jedoch eintreten, bittet Constantia vorher noch Christum und die hl. Dreifaltigkeit mit feierlichen Worten, sie möchten den Sinn des Feldherrn wandeln, auf daß sie ihre Keuschheit bewahren könne. Dankbar erinnert sie sich daran, daß sie selbst einst geheilt und bekehrt worden sei. Dann treten die beiden Mädchen ein und wollen nach höfischer Sitte einen Fußfall vor der Prinzessin tun (*procidere*). Aber Constantia duldet das nicht. Sie weist darauf hin, daß nur einer der Herr sei, Gott. Ihm allein gebühre daher solche Ehre. Darauf beginnt sie auch sofort mit ihren Bekehrungsversuchen, die auch gleich empfänglichen Boden finden. Sie sprechen sogar noch die Hoffnung aus, daß auch ihr Vater das Christentum annehmen werde.

In der sechsten Szene erscheinen die beiden Hofmeister Johannes und Paulus, die zum Stabe des Feldherrn treten sollen, vor Constantia und erhalten von ihr den Auftrag, die Gedanken des Gallican vorsichtig auf die Geheimnisse des Christenglaubens hinzulenken. Paulus antwortet darauf, Gott möge dazu seinen Segen geben. Sie selbst würden an dem Ihrigen nichts fehlen lassen.

In der siebenten Szene melden sich die Hofmeister bei dem Feldherrn. Dieser nimmt sie ahnungslos voller Freude als die Abgesandten der von ihm angebeteten Prinzessin auf und rüstet zum Aufbruch. Vorher aber begibt er sich als Heide nach altem Römerbrauch noch auf das Kapitol, um dort den Göttern zu opfern. Das gefällt den Hofmeistern freilich nicht. Sie entfernen sich daher heimlich.

Die achte Szene versetzt uns auf den Kriegsschauplatz auf dem Balkan, etwa in die Gegend von Philippopel in Thracien. Gallican und seine Unterführer, mit ihnen auch Johannes und Paulus, befinden sich im Feldlager. Plötzlich greifen die Skythen in großer Überzahl an. Die Römer verlieren, und zwar auffallend schnell, den Mut und wenden sich zur Flucht. Gallican ist darüber ganz verzweifelt und erbittet sich in seiner Not den Rat der beiden christlichen Hofmeister. Diese emp-



fehlen, er solle die Hilfe Gottes anrufen und geloben, Christ zu werden. Das tut Gallican dann auch. Nun geschieht ein Wunder, von dem wir Näheres aber erst später erfahren. Infolgedessen wendet sich nun auch das Geschick. Jetzt verlieren die Skythen den Mut. Gallican dringt mit seiner Kriegerschar auf sie ein, schlägt sie und nimmt sogar ihren König Bardan gefangen. Dieser befürchtet nun sein Ende und bittet um sein Leben. Der römische Feldherr begnadigt ihn dann auch großmütig. Nur müsse er und sein Volk den Römern zinspflichtig werden. So werden die Skythen in das römische Reich aufgenommen. Damit ist der Feldzug siegreich beendet. Vor dem Heimmarsch erinnern aber die beiden Hofmeister den Feldherrn daran, das in der Not getane Gelübde auch zu halten: „Sed quod vovetur in perurbatione, solvendum est in tranquillitate.“

In der neunten Szene zieht das siegreiche Heer in Rom ein. Trotz seines Gelübdes will nun aber Gallican doch den Heidengöttern Dank sagen. Da weisen Johannes und Paulus ihn darauf hin, daß er den Sieg nicht den heidnischen Göttern, sondern allein dem Christengott verdanke. Auf diesen Vorhalt läßt sich Gallican auch umstimmen und begibt sich statt dessen zu den Schwellen der Apostel (limina apostolorum).

Die zehnte Szene versetzt uns wieder in den römischen Kaiserpalast. Dort erwartet der Herrscher den siegreichen Feldherrn. Er wundert sich, daß dieser so lange zögere, vor ihm zu erscheinen und Bericht zu erstatten. Die bei ihm befindlichen andern Befehlshaber erklären ihm das. Gallican sei zunächst noch zur Kirche des hl. Petrus geeilt, um Gott zu danken. Der Kaiser will das zuerst gar nicht glauben, da er mit einer so schnellen Bekehrung seines Heerführers nicht gerechnet hat.

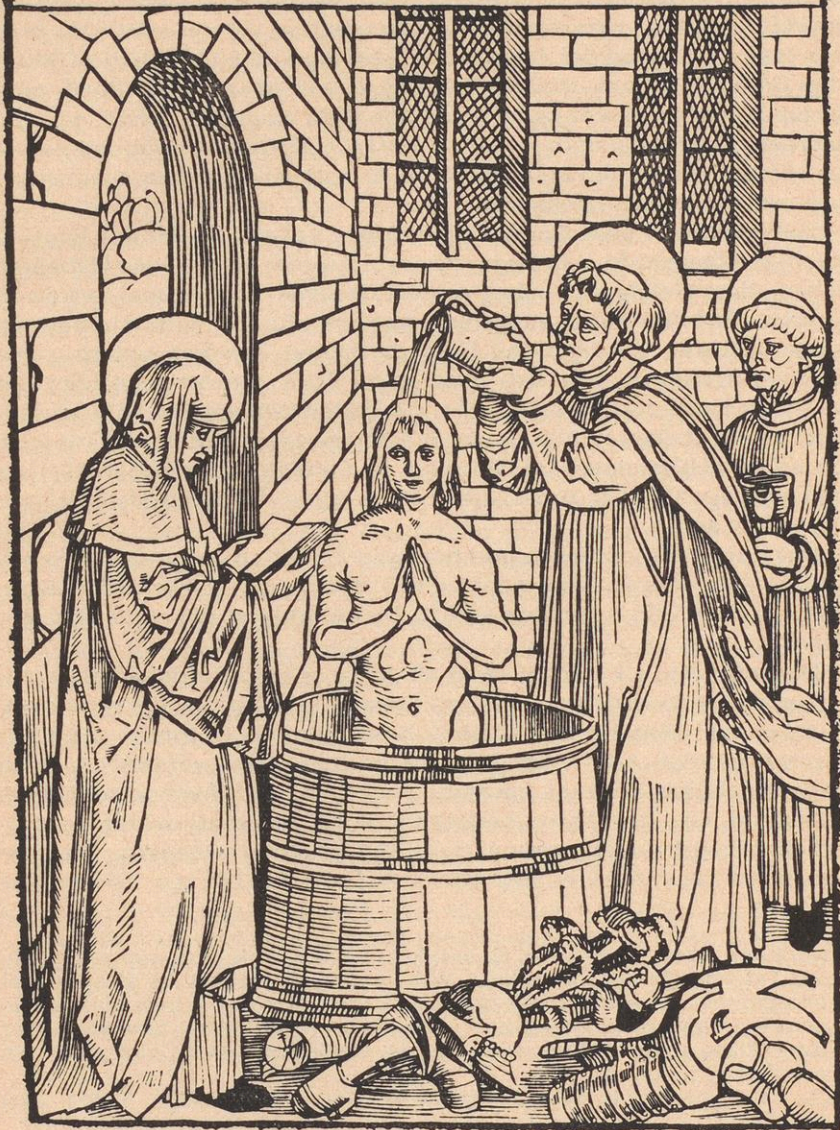
In der elften Szene tritt Gallican selbst vor den Monarchen. Dieser tadelt ihn zunächst, weil er ihm so lange den Bericht über den Krieg vorenthalten habe. Gallican entschuldigt sich und will das Versäumte sofort nachholen. Aber Konstantin unterbricht ihn und verlangt zuvor eine Erklärung dafür, warum er bei seinem Auszuge noch zu den Heidengöttern gebetet und nach seiner Heimkehr zum Heiligtum des Apostels gegangen sei. Das ist nach der Meinung der Dichterin natürlich viel wichtiger als der Kriegsbericht. Gallican sagt darauf, daß er tatsächlich nach alter, freilich gottloser Römersitte zuerst zu den Tempeln gegangen sei: „Sacella intravi meque daemoniis et diis supplex commisi.“ Dann sei er zum Feldzuge aufgebrochen. Auf dem Kriegsschauplatz wäre es dann alsbald zur Schlacht gekommen, und sein Heer sei geschlagen worden. Er sagt: „Promovimus, hostes impigimus, commissimus, victi sumus.“ „Wir sind vorgerückt, haben die



Feinde angegriffen, sind mit ihnen in Kampf geraten und sind besiegt worden.“ Also gewissermaßen ein ins Gegenteil verkehrter Ausspruch Caesars: „Veni, vidi, vici!“ Auf diese Kunde hin ist der Kaiser ganz entsetzt. Wie sei es möglich, daß Römer hätten geschlagen werden können! Dann berichtet Gallican von der Flucht des Heeres und von dem Umschwung, der nun plötzlich eingetreten sei. Dabei erfahren wir auch endlich, wie es eigentlich zu dem Wandel gekommen ist. Kaum hätte — so berichtet Gallican — er auf den Rat von Johannes und Paulus sein Gebet an den Christengott gerichtet, da sei, vom Himmel gesandt, ein herrlicher Jüngling mit reisigem Gefolge erschienen und hätte ihn aufgefordert, das Schwert zu ziehen und zusammen mit dem himmlischen Heere auf den Feind einzudringen. Darauf wären die Skythen in die Flucht geschlagen worden. Danach hatte also nicht das Römerheer, sondern die vom Himmel gesandte Heerschar den Sieg errungen. Als Kaiser Konstantin das hört, preist er Gott für die gnädige Hilfe. Dann aber fragt er, was mit den feigen Soldaten geschehen sei, die bei dem ersten Angriff der Feinde sofort die Flucht ergriffen hätten. Gallican entgegnet, er habe sie auf ihre Bitten wieder ins Heer aufgenommen, ja sie sogar zu höheren Ehrenstellen befördert, soweit sie sich bereit erklärt hätten, das Christentum anzunehmen. Der Kaiser billigt das merkwürdigerweise ohne weiteres. Aber nach altchristlicher Auffassung wurde ja der Christ durch die Taufe ein „miles Christi“, ein Streiter des Herrn, damit also ein Kämpfer höherer und edlerer Art als ein irdischer Krieger. Er hatte sich zu einem höheren Kampfe bereit erklärt und die Waffenrüstung Gottes („armatura Dei“, Eph 6, 13) angelegt. Das rechtfertige, die Mutlosen wieder in Ehren aufzunehmen. Uns will freilich diese Rechtfertigung nicht recht gefallen und entsprach auch wohl kaum der Auffassung der adligen Standesgenossen Hrotsvithas. Aber die Dichterin hatte es so in ihren Quellen gefunden und dann einfach übernommen. Zum Schlusse berichtet Gallican noch von seiner eigenen Bekehrung. Damit habe er, so sagt er, auch allen irdischen Wünschen abgesagt und begehre die Constantia auch nicht mehr zur Gattin. So ist dann also die Hoffnung der Kaiserstochter in Erfüllung gegangen. Sie kann weiter jungfräulich bleiben und braucht ihr Wort nicht zu brechen. Ihr Vertrauen auf Gottes Hilfe ist nicht zuschanden geworden. Der Kaiser eröffnet nun auch selbst dem Feldherrn, daß seine Tochter Christin sei und als virgo Christi ewige Jungfräulichkeit gelobt habe. Gallican ist darüber, mit Rücksicht darauf, was man ihm früher in Aussicht gestellt hatte, keineswegs betroffen, denn man hatte ihn doch eigentlich hinter das Licht geführt. Er ist vielmehr voll Freude darüber und spricht den Wunsch aus, daß Constantia auch beharrlich bei ihrem Gelübde bleiben solle.



UT COMEDIA PRIMA GALLICANVS





In der zwölften Szene, der letzten des ersten Aktes, erscheinen auch die Frauen, die Kaiserstochter Constantia, die Töchter des Gallicans, Artemina und Attica, und mit ihnen auch die alte Helena, die Mutter des Kaisers, vor dem Herrscher und dem Feldherrn. Sie sind glücklich, daß sie nun sämtlich im Christentum vereint sind, und preisen laut die Tugend der Jungfräulichkeit, der sich nun auch die Töchter des Gallican weihen wollen. Der Kaiser will aber den Gallican noch besonders ehren. Zwar kann dieser nun nicht mehr sein Schwiegersohn werden. Aber er ist doch mit der Tochter in Christo vereint und darum in höherem Sinne ihr Bräutigam. Daher solle er auch nun mit ihm zusammen im Palaste wohnen<sup>6</sup>.

Gallican lehnt aber das Anerbieten des Kaisers ab mit der Begründung, er könne nicht ständig im Angesicht seiner ehemaligen Geliebten leben, ohne Gefahr zu laufen, seinem Gelübde doch einmal untreu zu werden. Er bittet daher um seinen Abschied. Er will nach Ausstattung seiner Töchter sein Hab und Gut mildtätigen Zwecken opfern, seine Sklaven freilassen und sich dann nach Ostia zurückziehen, um hier mit dem Einsiedler Hilarianus — die Akten nennen ihn Hilarinus — ein frommes Leben zu führen und den Armen zu dienen. In der Tat wird ein solcher Hilarianus oder Hilarinus als Betreuer eines Pilgerhospitals in Ostia erwähnt. Er soll später unter Julian Apostata als Märtyrer gestorben sein<sup>7</sup>.

Der Kaiser billigt diesen hochherzigen Entschluß und ruft den Segen Gottes dafür herab. Gott nennt die Dichterin als gelehrte Theologin das einfache Sein („simplex esse“). Damit schließt der erste Akt des Stückes.

Der zweite Akt spielt etwa 30 Jahre später. Gallican hat inzwischen still in Ostia gelebt. Kaiser Konstantin d. Gr. ist 337 gestorben. Auf ihn sind zunächst seine Söhne Konstantin II., Constans und Constantius gefolgt. Aber auch diese waren inzwischen verstorben. Dann hatte 360 Julian, genannt Apostata, der Neffe und Schwiegersohn Konstantins d. Gr., den Thron bestiegen. Er hat bekanntlich den vergeblichen Versuch unternommen, das Heidentum zu erneuern. Die Personen des zweiten Aktes sind Kaiser Julian, Gallican, Johannes

---

<sup>6</sup> Nach den Akten machte der Kaiser den Gallican auch noch zum Konsul. In der Tat wird für 330 ein Gallican auch als Konsul genannt. Im übrigen aber bringen die zeitgenössischen Quellen, weder Eusebius (Kirchengeschichte) noch Eutropius (röm. Geschichte) etwas Näheres über diese Ereignisse. Nur ein Feldzug an der unteren Donau gegen die Skythen oder Goten wird kurz erwähnt.

<sup>7</sup> M. Florentinius: *Martyrologium Romanum*. Lucca 1668, S. 665, zum 16. Juli.



und Paulus, der Präfekt Terentian, ein Gehilfe Julians, der Sohn des Terentian, Konsuln, Soldaten und Christen.

Die erste Szene führt uns in den Palast des neuen Kaisers. Dieser klagt, daß seine Vorgänger den Christen Glaubensfreiheit gegeben haben. Er wolle sie ihnen aber wieder nehmen. Auch will er die Güter der Christen einziehen, habe doch ihr eigener Religionsstifter gesagt: „Qui non renuntiaverit omnibus, non potest meus esse discipulus“ (Luk 14, 33). Die Christen dürften also gar nichts besitzen. Daher sei es gerechtfertigt, ihnen ihr Hab und Gut zu nehmen. Julian wirft also den Christen vor, daß sie selbst ihrer eigenen Lehre untreu geworden seien. Er verlangt von allen Christen die Erfüllung eines Ideals, das eigentlich nur ganz wenige Auserwählte zu erreichen vermögen. Allerdings sind der später reich, ja überreich gewordenen Kirche auch aus ihren eigenen Reihen immer wieder in dieser Richtung Vorwürfe gemacht worden, zumal dieser Reichtum dann auch zum sittlichen Verfall führte. Erinnert sei an Arnold v. Brescia und Joachim de Floris. Auch das Leben des hl. Franz von Assisi war ein deutlicher Protest gegen die damalige Uppigkeit des Klerus. Hohn und Vermögenseinziehung waren also die Hauptkampfmittel des Kaisers. Gewalt stand erst an letzter Stelle. Das berichten auch die zeitgenössischen Quellen<sup>8</sup>.

So kann denn auch Julian die in unserem Stück von Gallican und Hilarian in Ostia gegründete Anstalt der christlichen Caritas nicht bestehen lassen, die nach den Akten reich ausgestattet ist. Der Herrscher sendet daher Soldaten aus, um die dortigen Besitztümer einzuziehen.

In der zweiten Szene kommen aber die mit diesem Auftrage ausgesandten Krieger zurück und berichten voll Schrecken, daß jeder, der das Haus in Ostia habe betreten wollen, um den kaiserlichen Befehl auszuführen, vom Aussatz befallen worden sei. Daher erläßt Julian an Gallican die Weisung, „vel patriam deserere vel idolis sacrificare“, entweder das Vaterland zu verlassen oder den Göttern zu opfern. Das Opfer an die Götter lehnt Gallican natürlich ab. Er will das Vaterland verlassen und als Verbannter für Christus nach Alexandria gehen. Vielleicht könne er so die Krone des Martyriums erwerben.

---

<sup>8</sup> Rufinus: Kirchengeschichte I, 32: „Non vi et tormentis, sed praemiis, blanditiis, persuasionibus maiorem paene populi partem quam si atrociter pulsasset, elisit“ und Eutropius „Brev. hist. Roman.“ X. 16: „Religionis insectator, perinde tamen cruore abstineret.“ Vgl. auch Geffken, Kaiser Julianus, 1914, S. 101. Genauso wie von Hrotsvitha wird der Kaiser auch von anderen mittelalterlichen Schriftstellern beurteilt: so von Gottfried v. Viterbo (12. Jh., Deutscher am Hofe Barbarossas) in seinem Pantheon XX II. 6, Otto v. Freising (auch 12. Jh.) „Hist. de duabus civitatibus“ IV. c. 10, „Legenda aurea des Jacopo da Voragine“ um 1300 cap. 87. Immer wird dem Kaiser der im Text aufgeführte Bibelvers in den Mund gelegt.



In der dritten Szene, die aber viel später spielt, wird dem Kaiser berichtet, daß Gallican nach Alexandria gegangen und dort von dem comes Rautianus mit dem Schwerte hingerichtet worden sei. Nach den Quellen ist dieser Rautianus der comes templorum. Er hatte wohl die Aufgabe, die unter den christlichen Kaisern zerstörten Heidentempel wiederherzustellen. Das war also das Ende des verdienten Heerführers. Julian ist erfreut über diese Kunde. „O bene factum est“, sagt er. Dann fragt der Kaiser weiter, was denn die beiden ehemaligen Hofmeister taten. Die Soldaten antworten, daß sie frei umhergingen und die Schätze der Kaiserstochter Constantia verwalteten. Darauf befiehlt Julian, sie herbeizurufen.

In der vierten Szene erscheinen Johannes und Paulus im Palast vor dem Kaiser. Julian erinnert sie daran, daß sie eigentlich Sklaven oder jedenfalls Freigelassene des kaiserlichen Hofes gewesen, „a cunabulis augustorum mancipatos fuisse obsequio“ und daher nach Sitte und Recht zu Diensten verpflichtet seien. In der Tat blieben die Freigelassenen (liberti) auch trotz der Freilassung noch weiter in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem früheren Herrn (patronus) und waren diesem auch zu Diensten verpflichtet. Darauf beruft sich hier Julianus. Johannes und Paulus entgegnen darauf: Gewiß seien sie früher in solcher Stellung am Hofe gewesen (fuimus). Unter den Vorgängern Julians, den ruhmreichen und hochberühmten Kaisern Constantinus, Constans und Constantius hätten sie auch die schuldigen Dienste geleistet. Denn diese seien auch „viri christianissimi“ gewesen. Er, Julianus, dagegen sei vom Christentum abgefallen. Daher könnten sie ihm auch keine Dienste leisten. Daß die drei Söhne Konstantins d. Gr. sehr christliche Herrscher gewesen sind, sagt uns die Geschichte freilich nicht gerade. Constantius war sogar Arianer, also vom rechten Glauben abgefallen. Alle drei waren im übrigen sittlich ganz verkommene Gewaltherrscher. Unsere Dichterin hat hier nur kritiklos ihrer Quelle nachgeschrieben. Trotz dieser überaus scharfen und trotzigen Antwort aber bleibt Julian gelassen, wie ihm ja auch die Geschichte große Gelassenheit und Geduld zuschreibt. Auch die christliche Geschichtsschreibung erkennt das an. Der Kaiser läßt sich daher mit den beiden Hofmeistern in eine lange Zwiesprache ein über die Gründe seines Rücktritts zum Heidentum. Er erzählt ihnen, daß er auch eine christliche Erziehung erhalten hätte und sogar in die Reihen des Klerus aufgenommen sei, was tatsächlich auch überliefert ist<sup>9</sup>.

---

<sup>9</sup> Sozomenos (Kirchengeschichte V. 2): „Timore percussus cutem abrasit et vitam monasticam simulavit.“



Höhnisch erwidert ihm darauf Paulus, dann sei er aber doch nur ein Kaplan des Teufels (*diaboli capellanus*) gewesen. Der Kaiser läßt auch das hingehen und erzählt weiter, er habe aber später eingesehen, daß das alles ganz unnütz gewesen sei. Daher habe er sich wieder den alten Göttern zugewandt, die ihn dann auch an die Spitze des Reiches gestellt hätten. Johannes und Paulus machen ihm dann wegen seines Abfalls scharfe Vorwürfe und stellen ihn in Gegensatz zu seinen angeblich so frommen Vorgängern. Sie beklagen auch das Reich, das nun einen solchen Herrn ertragen müsse. Auch das nimmt Julian gelassen hin und erbietet sich sogar, die beiden Hofmeister wieder unter das Palastpersonal aufzunehmen, wenn sie ihren christlichen Glauben verleugneten. Das lehnen die beiden Heiligen ab. Darauf setzt ihnen der Kaiser eine Frist von 10 Tagen zur Besinnung. Dann aber würde er keinen Spaß mehr verstehen. In den Akten heißt es, er würde sie dann zu „*hostes publici*“, d. h. zu Hochverrättern, erklären. Die Heiligen weisen auch diese Frist zurück, benutzen sie aber, um sich auf den Tod vorzubereiten.

Nachdem die Frist abgelaufen ist, befiehlt der Kaiser in der fünften Szene seinem Gehilfen, dem Präsidon Terentianus, die Heiligen aufzusuchen und sie nochmals zum Opfer aufzufordern. Im Weigerungsfalle solle er sie umbringen, aber nicht öffentlich, wie Hinrichtungen in der Regel zu geschehen pflegten, sondern geheim, weil sie hochgestellte Personen seien. Denn Johannes und Paulus waren ja hochgestellte Palastbeamte gewesen. Vielleicht wollte der Kaiser auch auf die Volksstimmung Rücksicht nehmen, denn die Christen waren inzwischen schon recht zahlreich geworden.

In der sechsten Szene dringt Terentianus mit seinen Häschern, unter denen sich auch sein Sohn befindet, bei Johannes und Paulus ein und stellt ihnen die Wahl, entweder dem Bilde des Jupiter zu opfern oder zu sterben. Die beiden Hofmeister stellen dem Terentianus anheim, den Mordbefehl des Kaisers auszuführen, um sich dessen Gunst zu versichern. Sie aber würden Christen bleiben, um zum ewigen Frieden zu gelangen. Da gibt Terentianus den Befehl zur Tötung der Heiligen, der Verächter der Götter. Dem Willen des Kaisers entsprechend fügt er aber hinzu, die Leichen sollten nachher im Hause vergraben und die Blutspuren beseitigt werden. Ferner solle verbreitet werden, der Kaiser habe Johannes und Paulus verbannt. Man hatte ja Furcht vor der öffentlichen Meinung. Darauf bereiten sich die Heiligen zum Tode vor und wurden dann niedergemacht.

Aber die Strafe blieb nicht aus. In der siebenten Szene wird der Sohn des Terentianus von einem bösen Geiste befallen. Er wälzt sich am Boden, knirscht mit den Zähnen, speit Auswurf aus und ver-



dreht die Augen. Der Vater bejammert das Unglück und ruft nun die Hilfe der Christen an. Diese aber antworten, es geschehe ihm ganz recht. Er hätte doch dem Sohn den Mordbefehl gegeben. Terentian entschuldigt sich demgegenüber mit dem Befehl des Kaisers. Damit wird ein heute wieder ganz modern gewordenes Problem angeschnitten. Die Christen sagten, daß Gottes Rache den Kaiser schon getroffen habe. Julian fiel bekanntlich 363 im Krieg gegen die Perser, was für die Christen allgemein als Strafe des Himmels galt. Zugleich ermahnen sie den Terentian, die Taufe anzunehmen und sich dadurch der Hilfe Christi zu versichern.

In der achten und Schlußszene befinden sich Terentian, sein Sohn und die Christen am Grabe der Märtyrer. Terentian betet zu ihnen und verspricht, er und sein Sohn würden die Taufe annehmen, wenn der Sohn durch die Taufe von seiner Krankheit genesen. Die Christen stehen dabei und bestärken ihn in seinem Vertrauen zu den Heiligen. Da geschieht ein Wunder. Der böse Geist verläßt den Sohn. Er bekommt seine Sinne wieder. Mit einem Dankgebet schließt dann das Stück.

Die Akten berichten noch weiter, daß dann auch Terentianus, auf dessen Bericht die Geschichte aufgezeichnet worden sei, („Terentiano referente“) auf Befehl des Kaisers getötet worden sei, weil er sich habe taufen lassen. Demnach hätte also Julian damals noch gelebt. Hrotsvitha hat den Tod des Kaisers, wie gesagt, vorverlegt, offenbar, um den Terentianus noch mehr zu beeindrucken und durch die Nachricht von dem schnellen Strafgericht über den Apostata für ihn einen weiteren Antrieb zur Bekehrung zu geben.

Nach heutigen Maßstäben gemessen, ist Hrotsvithas Stück sicher kein dramatisches Meisterwerk. Jede tiefergehende Charakteristik der Personen fehlt, desgleichen jede innere seelische Motivierung ihres Handelns. Die Bekehrung des Gallicans und später des Terentianus haben nicht ihren Grund in ihrem seelischen Wandel. Nur Streben nach äußerem Vorteil ist ihr Grund, und ihr Anlaß sind recht grobe Wunder. Manche Dialoge, so zwischen Kaiser Konstantin und Gallican und zwischen Julian und den beiden Hofmeistern, wirken reichlich unnatürlich. Aber im übrigen ist das Stück flott geschrieben. Die Handlung ist abwechslungsreich und interessant. Gut ist insofern namentlich die Szene auf dem Schlachtfelde. Das Wunder hätte sich ja nie auf der Bühne darstellen lassen. Wir erfahren daher den Hergang der Dinge durch nachträgliche Erzählung.

Der im fernen Ägypten verstorbene Gallican war im Abendlande wenig bekannt. Johannes und Paulus sind dagegen in Italien viel verehrt worden. Kirchen in Rom, Venedig und Ravenna sind ihnen ge-



weiht. Im Norden ist ihre Verehrung auf der Insel Reichenau nachweisbar, wo sich heute noch ein Schrein befindet, der ihre Reliquien enthalten soll. In Tirol und in Oberösterreich (Kremsmünster) gelten sie als Wetterheilige. Die Kirche feiert ihr Gedächtnis am 26. Juni. Der Meßkanon und auch die Allerheiligenlitanei bringen ihre Namen. Dagegen ist irgendwelche besondere Beziehung der beiden Blutzeugen in Niedersachsen nicht nachweisbar. Hrotsvitha hat daher offenbar die Geschichte nur durch die Akten und durch Aldhelm v. Malmesbury kennengelernt. Natürlich hat sie die Erzählung gleich angezogen. Sie handelt zunächst von Kaiser Konstantin d. Gr., dem Apostelgleichen, der die Kirche aus schwerer Bedrängnis erlöst und ihr die Freiheit gegeben hat, und dann von dem merkwürdigen Kaiser Julian, der das Werk Konstantins, seines Oheim und Schwiegervaters, wieder rückgängig machen wollte, aber sichtbar durch Gottes Hand daran gehindert worden ist. Zu allen Zeiten hat ja seine Gestalt die Geschichtsschreiber und auch die Dichter (Mereschkowski und Ibsen) angezogen. Man hat ihn verworfen, aber in neuerer Zeit auch wieder über Gebühr gepriesen. Die mittelalterlichen Schriftsteller haben ihn meist objektiver beurteilt als die Neuzeit. Wohl haben sie sein Werk verurteilt, aber sie sind doch nie blind gegen die guten Eigenschaften des Kaisers gewesen. Waren diese doch aus der hellenistisch-stoischen Philosophie hervorgegangen, die gleichzeitig auch das Christentum tief beeinflusst hatte. Sie mußten daher auch die Christen sympathisch berühren. Die Erzählung gab ferner Gelegenheit, die Tugend der Jungfräulichkeit bei Constantia, bei Gallican und dessen Töchtern, die Tugend des Glaubensmutes bei Gallican und den beiden Hofmeistern und die Tugend des Gottvertrauens bei der Kaiserstochter zu preisen. Daher ist es verständlich, daß der Stoff die Dichterin angezogen hat.

Der berühmte Humanist Conrad Celtis hat bekanntlich im Jahre 1501 in Nürnberg den ersten Druck der Werke der Hrotsvitha herausgegeben. Er ist mit Holzschnitten verziert, von denen einer schon bei der Abhandlung über die Taten Ottos des Großen („Unsere Diözese“ 1958) wiedergegeben ist. Nun hat Celtis aber auch den sämtlichen Komödien weitere Holzschnitte beigelegt. Hier wird der Holzschnitt zum Gallicanus wiedergegeben. Er stellt die Taufe des Gallicans dar. Der Feldherr hat die Rüstung abgelegt und steht entkleidet in einem Faß, das als Taufbecken dient. Ein Kleriker vollzieht die Taufe, ein weiterer Kleriker bringt das heilige Salböl. Daneben steht eine verschleierte, betende Frau. Offenbar die Kaiserstochter. Der Vorgang spielt sich in einer Kapelle ab.



## Ergänzung zu Anmerkung 2

Von Konrad Algermissen, Hildesheim

Neuerdings hat die amerikanische Ordensfrau Mary Marguarite Butler RSM, Dozentin am Mercy College in Detroit und an der Staatsuniversität von Michigan, in einer 234 Seiten umfassenden Abhandlung unter dem Titel „Hrotsvitha — The Theatricality of her Plays“ nachzuweisen versucht, daß es sich bei den Dramen der Hrotsvitha nicht um Lesedramen handelte, sondern um Dramen, die in den Tagen der Dichterin wirklich aufgeführt wurden, vielleicht sogar unter ihrer eigenen Regie.

Da die oben genannte Ordensfrau auch bei mir in Hildesheim war und, entgegen meinen Argumenten, ihre These vertrat, weiterhin nach Gandersheim fuhr und auch in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom arbeitete, um sich gründlich in die Materie einzuleben, außerdem auch die Dramen der Hrotsvitha in den USA aufführen ließ, kann ich ihr bestätigen, daß sie alles getan hat, um ihre Ansicht zu beweisen. Bewiesen hat sie aber nur die Möglichkeit, nicht die Tatsächlichkeit der theatralischen Aufführung der Dramen Hrotsvithas.

Vor allem hat Schwester Mary Marguarite die zwei Vorreden nicht verstanden, die Hrotsvitha ihren Dramen vorausschickt. Ich übersetze im folgenden die wesentlichen Stücke dieser Vorrede aus dem lateinischen Urtext, und zwar nach der kritischen Ausgabe „Hrotsvithae opera“, ed. Car. Strecker, Teubner, Lipsiae 1906, S. 113-116. Hrotsvitha schreibt dort:

„Es gibt manche Katholiken, die des Zaubers der feineren Sprache wegen die Eitelkeit heidnischer Bücher dem Segen der heiligen Schriften vorziehen. Mancher, der an den heiligen Schriften festhält und alles sonstige Heidnische verachtet, liest trotzdem gern die Schriften des Terenz, und während er an der Anmut der Sprache sich erfreut, wird sein Inneres von dem gottlosen Inhalt befleckt.

Deshalb habe ich, die kraftvolle Stimme von Gandersheim („Clamor validus Gandeshemensis“), es nicht verschmäht, jenes Dichters Schreibart nachzuahmen („non recusavi illum imitari dictando“). Wenn andere ihn durch das Lesen seiner Schriften ehren („dum alii colunt legendo“), will ich in derselben Art der sprachlichen Darstellung („eodem dictationis genere“), in welcher jener das Leben leichtfertiger Dirnen beschrieben hat, entsprechend meinen Fähigkeiten, die lobwürdige Keuschheit heiliger Jungfrauen preisen.

Freilich ergriff mich dabei oft die Scham und machte mich erröten; denn ich mußte ja, gezwungen durch diese Art der poetischen Dar-



stellung („hujusmodi specie dictationis cogente“), die verabscheuungswürdige Torheit der Verliebten und das süße Geschwätz über Dinge, vor denen wir sonst die Ohren zuhalten, gestaltend im Geiste durcharbeiten und mit dem Griffel niederschreiben („cogente dictando mente tractavi et stili officio designavi“).

Ich zweifle nicht daran, daß mir von manchen vorgeworfen wird, daß meine Sprache allzu niedrig und dürftig und unähnlich der Darstellung dessen sei, den nachzuahmen ich mir vorgenommen habe. Das ist durchaus richtig. Aber, was ich anstrebe, ist allein dieses: Gott gab mir in meines Herzens Demut die Gabe des Gesanges; und deshalb will ich dem Geber seine Gabe wieder weihen. Sollte auch niemandem mein Werk wegen meiner niedrigen Stellung oder der Ungelenktheit und Fehlerhaftigkeit der Sprache („pro vitiosi sermonis rusticitate“) gefallen, mir selbst macht es doch Freude; denn meine früheren Büchlein habe ich im heldenhaften Versmaß verfaßt, in diesem mich aber um eine dramatische Schreibart bemüht.“

In einem Brief, den Hrotsvitha an einige gelehrte Freunde, denen sie Einsicht in ihre erste dramatische Dichtung gegeben hatte, und die ihre Kunst auch in dieser Dichtungsart anerkannten, schreibt sie:

„Ihr, die ihr mich an Gelehrsamkeit weit überragt, habt diesem Werk eines schwachen Weibes eure Bewunderung nicht versagt“ („mei opusculum vilis mulierculae vestra admiratione dignum duxistis“). Durch diese Anerkennung sei sie ermutigt worden, auch die anderen dramatischen Dichtungen zu verfassen, und zwar allein zum Lobe Gottes. Denn allein „in dieser Absicht schreibe ich meine Werke. Dieses ist ausschließlich der Grund meiner Mühen („Haec mea in dictando intentio. Haec sola mei sudoris est causa“).

Wichtig für unsere Frage ist der Schluß dieses Briefes: „Nur auf eure Bitten und um eurer Freundschaft willen habe ich dieses Buch verfaßt“ — hier sind die sämtlichen dramatischen Dichtungen Hrotsvithas gemeint —, „das ich wegen seines geringen Wertes bislang verborgen hielt, nun aber eurer Prüfung übergebe“ („libellum usque huc pro sui vilitate occultare quam in palam proferre melui, vobis perscrutandum tradidi“). Hrotsvitha bittet dann ihre gelehrten Freunde, diese ihre dramatischen Dichtungen mit bestem Können zu verbessern und sie ihr dann zurückzuschicken, damit sie sich in dieser Literarform noch mehr vervollkomme („Et sic tandem ad normam rectitudinis reformatum mihi remittite, quo, vestri magisterio prae-monstrante, in quibus maxime peccassem, possim agnoscere“).

Wir sehen aus alledem klar und deutlich, daß es sich bei Hrotsvithas Dramen um Lesedramen handelte, durch die sie die Lektüre des Terenz zu verdrängen und sich zu diesem Zweck in der Art der drama-



tischen Schriftstellerei, die sich in der Ottonischen Renaissance besonderer Beliebtheit erfreute, immer weiterzubilden suchte. Aber selbst dieser rein literarischen Arbeit schämt sie sich, weil sie sich dabei mit verfänglichen und heiklen Stoffen befassen mußte. Dieses feine Empfinden der ersten christlichen dramatischen Dichterin der gesamten Weltliteratur widerspricht aufs stärkste der Idee der theatralischen Aufführung. Weil die gebildeten Kreise jener Zeit, die sämtlich die lateinische Sprache beherrschten, ihre Freude an dramatischer Lektüre hatten und besonders auf die Lektüre des frivolen Terenz verfallen waren, dichtete Hrotsvitha in dramatischer Form selber Liebesgeschichten, aber mit christlicher Tendenz.

Über die bühnenhafte Darstellung von Dramen in jener Zeit gilt das Wort des gelehrten Literaturhistorikers A. Baumgartner S. J. im 4. Bd. seiner großen Geschichte der Weltliteratur (S. 346): „Merkwürdig genug, daß fast ein Jahrtausend verflossen war, bevor in der christlichen Welt das erste Drama auftauchte, und daß abermals mehrere Jahrhunderte dahingingen, ehe sich die Bühne, erst die geistliche, dann auch die weltliche, zu einer bleibenden Institution der Völker Europas entwickelte. Die Verantwortlichkeit dafür trifft die haarsträubende Entsittlichung, welcher die öffentlichen Schauspiele bei den Römern, besonders während der Kaiserzeit, anheimgefallen waren. Das Theater war für alle, die es ernst mit dem Christentum nahmen, zum Gegenstand des Abscheues geworden. Ohne Theater aber hatte natürlich auch die dramatische Poesie einen großen Teil ihres Reizes verloren. Jener Abscheu tritt auch bei Hrotsvitha noch deutlich zutage. Sie beabsichtigt keineswegs, demselben entgegenzutreten. Was sie veranlaßte, Dramen zu schreiben, war die Wahrnehmung, daß in katholischen Kreisen Stücke des Terenz gelesen wurden, eine Lektüre, die sie für unwürdig, gefährlich und schädlich hielt. Sie wollte deshalb etwas Besseres an deren Stelle setzen.“

Es ist also der Ansicht des Herrn Oberlandesgerichtsrats Dr. Figge, Celle, der sich seit Jahren eingehend mit dem Studium der Werke Hrotsvithas beschäftigt hat und für unsere Zeitschrift wertvolle Beiträge darüber schrieb, durchaus zuzustimmen, daß Hrotsvithas Dramen ausschließlich als Lesedramen gedichtet wurden, d. h. nicht für die Bühne — die es damals nicht gab —, sondern zur Lektüre bestimmt waren. Hrotsvitha war weder Schauspielerin noch Theaterintendantin, sondern eine geistig hochstehende, fein empfindende und sehr fromme Kanonissin aus dem niedersächsischen Adel der ottonischen Zeit, dem Otto d. Gr. selber und unser großer hl. Bischof Bernward entstammten, den Hrotsvitha, die um 930 geboren und zwischen 980 und 985 gestorben ist, vielleicht noch persönlich kennengelernt hat.



## Wittelsbacher Prinzen als Bischöfe von Hildesheim

### Zum Gedenken an das 200. Todesjahr des Fürstbischofs Clemens August

Von Konrad Algermissen, Hildesheim

Im vergangenen Jahr beging unsere Diözese das Jubiläum ihrer beiden größten Bischöfe, des hl. Bernward und des hl. Godehard, deren Geburtstag (960) um ein Jahrtausend zurücklag<sup>1</sup>. In diesem Jahr gedenkt sie zweier anderer ihrer Bischöfe, des Bischofs **Hezilo**, der am 5. Mai 1061 den von Benno von Schwaben, dem späteren Bischof Benno II. von Osnabrück (1068-88), neu errichteten Dom konsekrierte, und des Bischofs **Clemens August**, der am 6. Februar 1761 einem Herzleiden erlag.

Obwohl beide an religiöser Gesinnung, persönlicher Frömmigkeit und oberhirtlicher Tätigkeit weit von Bernward und Godehard abstehen, wollen wir sie doch in ihrer Persönlichkeit, ihrem Leben und Wirken in den diesjährigen Vereinsheften unserer Heimatzeitschrift behandeln, weil ihr Wirken, trotz vieler Mängel und Minderwertigkeiten, von Bedeutung in der Geschichte unseres Bistums war.

An erster Stelle möchte ich von den beiden genannten Bischöfen im 1. Jahresheft unserer Zeitschrift Clemens August besprechen. Er hat zwar sieben Jahrhunderte nach Hezilo gelebt. Aber der Erinnerungstag an seinen Tod lag jahreszeitlich früher als der Erinnerungstag an die Domweihe durch Hezilo. Außerdem reicht die Bedeutung des Bischofs Clemens August weit über den Bezirk unserer Diözese hinaus, so weit, daß anläßlich seines 200jährigen Todestages den ganzen Sommer hindurch, von Mai bis August, eine große Ausstellung in dem von ihm erbauten Schloß Augustusburg zu Brühl, zwischen Bonn und Köln gelegen, stattfand. Seine landesherrliche Stellung reichte über ein sehr großes Gebiet, das sich von Papenburg bis in die Eifel, von Hildesheim bis Kleve am Niederrhein erstreckte.

---

<sup>1</sup> Vgl. die anläßl. dieses Jubiläums von mir herausg. Festschrift „Bernward und Godehard von Hildesheim. Ihr Leben und Wirken“, mit Beiträgen verschiedener Autoren (Hildesheim 1960).



## Die Prinzen von Bayern und Kurfürsten von Köln als Bischöfe von Hildesheim

Beim Tode des unseligen Hildesheimer Bischofs Friedrich von Holstein († 1556), der lutherisch erzogen und gesinnt war, keinerlei priesterliche Weihen besaß, im Alter von 29 Jahren in Kiel an seinen Ausschweifungen zugrunde ging und während seiner Wirksamkeit als Bischof von Hildesheim alles daran setzte, die Protestantisierung des alten, ehrwürdigen Marienbistums bis zum letzten durchzuführen, stand unser Bistum tatsächlich am Rande des Untergangs. Sein unter großen äußeren Schwierigkeiten erwählter tiefreligiöser, ernster und zielklarer Nachfolger, Burchard von Oberg (1557-73), erkannte, daß nur der Anschluß an eine starke katholische politische Macht das bereits im Sterben liegende und von den welfischen Herzögen umdrohte Bistum retten konnte. Deshalb begann er von 1567 an, nach Besprechungen und im Einvernehmen mit den älteren und erfahreneren Hildesheimer Domherren Verhandlungen mit Rom und dem bayrischen Herzogshaus zu führen, damit in Zukunft aus diesem politisch stärksten katholischen Hause, dem Hause der Wittelsbacher, die Hildesheimer Bischöfe gewählt, anerkannt und bestätigt würden<sup>2</sup>. Das Domkapitel erkannte in seiner Mehrheit, wie richtig der Weg war, den Bischof Burchard von Oberg wies. Als dieser Bischof am 23. Februar 1573 auf der bischöflichen Burg Steuerwald, nördlich von Hildesheim, gestorben war, ging das Domkapitel den Weg, den der verstorbene Bischof bereits eingeschlagen hatte. Schon 12 Tage nach seinem Tode trat es zur Wahl eines Nachfolgers zusammen und wählte als solchen den 19jährigen Prinzen Ernst von Bayern aus dem Herrschergeschlecht der Wittelsbacher, die dem bayrischen Grafengeschlecht von Schleyern entstammten. Der erste bekannte Wittelsbacher war Markgraf Liutpold († 907). Er nahm den Titel eines Herzogs von Bayern an. Seit 1115 nannten sich seine Nachkommen Grafen von Wittelsbach. Die 1209 zerstörte Burg Wittelsbach lag bei Aichach. Von ihr ist der Name des Geschlechtes durch die Jahrhunderte geblieben.

Burchard von Oberg hatte inzwischen seine Grabstätte im südöstlichen Eingang des Domes in der Nähe der Domkrypta erhalten, nahe bei der Stelle, wo auch der zuletzt verstorbene Hildesheimer Bischof,

<sup>2</sup> Schon ein Jahr vorher hatte sich der Domherr Horneburg mit dem Wittelsbacher Haus dieserhalb in Verbindung gesetzt. Herzog Ernst von Bayern zeigte wenig Interesse, das kleine Bistum Hildesheim zu übernehmen. Der bayrische Kanzler Eck sagte spöttisch, man könne ebensogut den Pascha von Ofen zum Bischof von Hildesheim machen. Vgl. H. Engfer in vorliegender Ztschr. (1959), S. 65 f. Eingehend über Burchard von Oberg: A. Bertram, *Gesch. d. Bistums Hildesheim II* (1916), 203-275.



Dr. Joseph Godehard Machens († 14. 8. 1956), seine letzte Ruhestätte — auf eigenen Wunsch — bekam. Das Domkapitel ehrte nach dem Tode Burchards diesen edlen und echt kirchlich gesinnten Bischof durch eine Inschrift auf dessen Grabstein, die, außer den Regierungsjahren und dem Sterbejahr, die anerkennenden Worte enthielt:

„Hic jacet Hildesiae Praesul Burchardus ab Obergh.  
Ille pater patriae est Altitonantis ope“ —

auf deutsch:

„Hier ruht Hildesheims Bischof Burchardus von Oberg,  
der Vater des Vaterlandes durch des Allwaltenden Kraft.“

Mit vollem Recht gab das Domkapitel diesem klugen und frommen, treuen und ehrlichen Bischof, einem Mann von starkem Ehrgefühl und unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit, einem echt niedersächsischen Edelmann aus altem Stiftsadel den Ehrentitel „Vater des Vaterlandes“ im Sinne des Retters unserer Diözese. Burchard von Oberg hatte schon unter seinem nichtswürdigen Vorgänger alles getan, um zu retten, was zu retten war. Er hatte als Domdechant (seit 1553) schon unter Friedrich von Holstein, erst recht als dessen Nachfolger, in klarer Schau der Lage notwendige Reformen durchgeführt, soweit es ihm bei den verworrenen Verhältnissen möglich war. Er hat dann vor allem durch seinen Einfluß auf das Domkapitel und durch Anknüpfung von Beziehungen zum bayrischen Herzogshaus dem in Agonie liegenden Bistum äußeren Halt und Festigkeit gegeben, daß es innerlich wieder gesunden konnte.

Es war notwendig, diese Tatsachen, die geschichtlich fast zwei Jahrhunderte vor der Regierung des Bischofs Clemens August liegen, vorzuschicken, damit wir verstehen, wie es kam, daß schon im Reformationsjahrhundert ein bayrischer Prinz Bischof von Hildesheim wurde. Fast zwei Jahrhunderte, von 1573 bis 1761, haben — mit einer einzigen Ausnahme — Söhne des Wittelsbacher Hauses unser Bistum geleitet. Die einzige Ausnahme bildete Fürstbischof Jobst Edmund von Brabeck (1688-1702). Die fünf bayrischen Herzöge, die in den genannten 200 Jahren als Bischöfe unserer Diözese vorstanden, waren gleichzeitig auch Kurfürsten von Köln. Ihre Namen sind: Kurfürst Ernst (1573-1612), Kurfürst Ferdinand (1612-1650), Kurfürst Maximilian Heinrich (1650-1688), Kurfürst Joseph Clemens (1702-1723) und Kurfürst Clemens August (1724-1761). Sie sind sämtlich im Kölner Dom beigesetzt.

Diese fünf Bischöfe hatten neben der Leitung der Erzdiözese Köln und des Bistums Hildesheim auch andere Bistümer als Landesherrn in ihrer Hand, wodurch ihr Ansehen und ihre politische Macht noch ge-



steigert wurden. Dadurch gelang es ihnen, das während ihrer Regierung mehrmals aufs schwerste bedrohte Bistum Hildesheim zu retten und zu neuem Aufstieg zu führen. Persönlich haben sie sich in unserem Bistum nur selten sehen lassen; aber sie sorgten für eine tüchtige Stiftsregierung, in deren Händen die Leitung der landesherrlichen Aufgaben lag, und für ein Domkapitel, das die Zeichen der Zeit verstand. Die notwendigen bischöflichen Weiheakte ließen sie durch die von ihnen eingesetzten Weihbischöfe durchführen. Es erscheint zweckmäßig, die Persönlichkeiten und das Wirken dieser fünf Hildesheimer Bischöfe aus dem bayrischen Herzogshaus kurz darzulegen, um ihre Bedeutung für unsere Diözese zu werten, die den Diözesanen weithin unbekannt ist, und schließlich auch, um den letzten dieser fünf Bischöfe zu verstehen, nämlich Clemens August, dessen 200jähriger Todestag in diesem Jahre mit einer so prunkvollen Ausstellung im Rheinland begangen wurde.

1. **Kurfürst Ernst** (1573-1612), der eine gute Ausbildung bei den Jesuiten erhalten hatte, wurde mit 19 Jahren Bischof von Hildesheim. Schon vorher war er zum Bischof von Freising ernannt, verzichtete aber später darauf. 1580 wurde er auch Bischof von Lüttich, 1583 auch Erzbischof von Köln und dazu 1585 noch Bischof von Münster. Er ließ in unserem Bistum die **Reform von Klöstern und Stiften sowie die Visitation des Domkapitels und der Geistlichen aller Landpfarreien** durchführen. Im Jahre 1583 löste er das Amt und Schloß Peine, das Bischof Friedrich von Holstein testamentarisch seinem Bruder, dem lutherischen Herzog Adolf von Holstein, überwiesen hatte, nach 30jährigen schwierigen Verhandlungen mit dem Holsteiner Herzogshaus, wieder ein. Die 250 000 Taler Lösegeld, die der Holsteiner noch 1577 gefordert hatte, waren inzwischen auf 40 000 Taler heruntergehandelt worden. Aber nicht diese Geldsumme war es, die die Diözese so schwer traf, sondern der Religionsrevers, den Bischof und Domkapitel dem Amt Peine ausstellen mußten, wonach allen Untertanen des Amtes Peine in Stadt und Land die feierliche Versicherung gegeben wurde, daß sie „ruhelig bei der Augsbургischen Konfession gelassen werden sollten“.

Die von dem Bischof Friedrich von Holstein und seinem Bruder mit Gewalt protestantisierten Gemeinden, die im Amt Steuerwald lagen oder ihnen benachbart waren, führte Kurfürst Bischof Ernst, kraft landesherrlicher Gewalt, wieder zur katholischen Kirche zurück, was mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war. Diese begannen mit der Rekatholisierung der Pfarrei Großförste und deren Filialen Kleinförste, Kleingiesen und Hasede. Sie setzten sich fort in Ahrbergen, in der Pfarrei Emmerke und deren Filialen Sorsum und Kleinescherde, ferner in Bavenstedt und Drispfenstedt, die keinen eigenen lutherischen Pastor



hatten, sondern von St. Andreas in Hildesheim betreut wurden, in Ochtersum-Luzienwörde, Ottbergen und dessen Filiale Farmsen, in Dinklar, Wöhle und Dingelbe<sup>3</sup>. Meist erklärten die Bewohner der Orte, die zum Amt Steuerwald gehörten und bis auf wenige Ausnahmen protestantisiert waren, sie seien nunmehr schon seit Jahrzehnten beim lutherischen Glauben und wollten auch dabei bleiben. Bischof Kurfürst Ernst ließ sich auf solche Gründe nicht ein, sondern führte als Landesherr die Rekatholisierung kraftvoll durch, besonders auf den Amtshäusern Steuerwald und Marienburg. Die lutherischen Prediger mußten ihre Stellung aufgeben, katholische Pfarrer wurden eingesetzt. Bei Gemeinden, die eine lutherische politische Macht hinter sich wußten, wie z. B. Kemme und Schellerten, gelang die Zurückführung zur katholischen Kirche nicht.

Was Ernst und seiner Stiftsregierung auf dem Wege landesherrlicher Gewalt nicht möglich war, suchte er durch Glaubensbelehrung zu erreichen. Schon Ende des Jahres 1573 berief er einen Jesuitenzögling, den aus Ulzen stammenden Heinrich Winnichen, einen Alumnus des von Ignatius von Loyola in Rom gegründeten und von Jesuiten geleiteten Collegium Germanicum, als Domprediger nach Hildesheim. **Im Jahre 1587 traf der erste Jesuit in Hildesheim ein.** Es war der in Goslar geborene und dem Jesuitenkolleg in Heiligenstadt angehörende P. Johannes Hammer, der die Weihnachtspredigten jenes Jahres in der Antonius-Kapelle des Domes hielt. Zur Abhaltung der Fastenpredigten kam er im folgenden Jahre wieder und blieb nunmehr ganz hier. **1592** entsprach Kurfürst Bischof Ernst einem Ersuchen des Domkapitels und ordnete an, daß die Jesuiten ein eigenes Gymnasium in der Bischofsstadt Hildesheim errichten möchten. Von da an entwickelte sich das Hildesheimer **Gymnasium Mariano-Josephinum und das Jesuitenkolleg** vom alten dormitorium oberhalb der Antonius-Kapelle nach Süden weiter an der Ostseite des Kleinen Domhofes, wo das Domkapitel den Jesuiten einige nicht benötigte Kurienräume zur Verfügung stellte. Diese Entwicklung erfolgte unter mancherlei Schwierigkeiten und Anfeindungen seitens des lutherischen Stadtrats und der ebenfalls lutherischen Stadtbevölkerung. Aber die Jesuiten setzten ihr angefangenes Werk mit solcher selbstsicheren Ruhe, unerschütterlichen Energie und Zielklarheit fort, daß sie 1607 nicht nur den eigentlichen Gymnasialkursus abschließen konnten, sondern 1611 auch moraltheologische Disputationen und 1612 kontroverstheologische Vorlesungen

---

<sup>3</sup> Vgl. zur Rekatholisierung im kleinen Stifte im einzelnen die Ausführungen bei A. Bertram, II (1916), 398-431. Zur Gesch. des Gymnas.-Mar.-Joseph. vgl. Gerlach-Seeland, Gesch. des Bischöfl. Gymn.-Joseph. in Hildesheim, 2 Bde., bes. 1. Bd. (1950), S. 1-13.



und Diskussionen einföhrten. Im Todesjahr des Bischofs Ernst (1612) betrug die Zahl der Gymnasiasten bereits über 300. Für besonders begabte und bedürftige Schüler des Jesuitengymnasiums war schon 1607 im ehemaligen Hause der Fraterherren, dem sog. **Lüchtenhof** (späterem Priesterseminar), ein Alumnat eingerichtet, das unter dem Nachfolger des Bischofs Ernst den Namen trug „Alumnat und Seminar armer Studiosen“. Neben ihrer Lehrtätigkeit wirkten die Jesuiten hervorragend in der Seelsorge der Stadt und des Stiftes Hildesheim. Der Ort ihrer Wirksamkeit als Prediger und Beichtväter war die Antonius-Kapelle des Domes, die gleichzeitig den Charakter als Dompfarrkirche trug, und in der auch die Domvikare bestimmte stiftungsgemäß festgelegte Gottesdienste vollzogen.

Bischof Kurfürst Ernst war persönlich gutmütig und leutselig, dabei aber ein Mann von starker Entschlossenheit und Energie. Seine 40jährige Bischofstätigkeit war für unser Bistum von großem Segen. Da er selber sich nur wenige Monate in der Hildesheimer Diözese aufhielt, lag der Erfolg seines Wirkens in seiner klugen Schau der jeweiligen Lage und seiner ebenso klugen Zusammenarbeit mit der Stiftsregierung und dem Domkapitel, mit dem es zwar einige Male zu Zusammenstößen kam, die aber im Interesse der katholischen Sache bald wieder beigelegt wurden. Bischof Ernst starb am 17. Februar 1612 zu Arnsberg, von wo seine Leiche in den Kölner Dom übergeführt wurde. Da unsere Diözese bereits von 1458 bis 1471 einen Bischof mit Namen Ernst gehabt hatte, pflegen wir in der Hildesheimer Bistumsgeschichte den oben besprochenen Kurfürsten Ernst von Köln und Fürstbischof von Hildesheim als Bischof Ernst II. zu bezeichnen.

2. Unter seinem Neffen und Nachfolger, dem Kölner Kurfürsten **Herzog Ferdinand** von Bayern (1612-1650), der, in Ingolstadt und Rom ausgebildet, im Alter von 35 Jahren die Leitung der Diözesen Köln, Lüttich, Münster und Hildesheim und 1618 auch noch des Bistums Paderborn erhielt, brach der 30jährige Krieg aus. Stadt und Stift wurden, besonders in den Jahren 1625-29 und 1634-41, sowohl von den protestantischen dänischen, schwedischen und braunschweigischen wie auch von den katholischen kaiserlichen Landsknechten, aufs schwerste drangsaliert. Am 29. April 1629 wurde der berühmte Jesuitenpater **Friedrich Spee**, der starkmütige Vorkämpfer gegen die Hexenprozesse, auf dem Wege von Peine nach Woltorf von einem Reiter schwer verwundet und in das Hildesheimer Kolleg zur Genesung übergeführt. Hin und her schwankte in jenen Jahren das Kriegsglück. Ende Juli 1634 hatte Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig Besitz von der Bischofsstadt genommen. Die Dom- und Stiftsherren, die Ordensleute und Weltgeistlichen verließen die Stadt; vier Domkapitulare harrten



aus, obwohl der braunschweigische Herzog alle Kirchen der Stadt den Lutheranern übergeben hatte. Herzog Friedrich Ulrich starb schon knapp vier Wochen später. Sofort besetzte der ebenfalls lutherische Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg die Stadt Hildesheim. Er nahm Residenz in einer ehemaligen Domkurie, dem späteren Knabenkonvikt (heute Albertinum) am Domhof, bestimmte am 20. November 1634 den Dom zur fürstlichen Schloßkirche und führte den lutherischen Gottesdienst im alten, ehrwürdigen Mariendom ein. Auch das sog. „Kleine Stift“, das die Gemeinden des Domkapitels und der drei fürstbischöflichen Ämter Peine, Steuerwald und Marienburg umfaßte, suchte er, soweit es möglich war, zu protestantisieren.

In all den schweren Jahren des Sengens und Plünderns, des Mordens und Raubens hat der edle, tieffromme Kurfürst Bischof Ferdinand mit Erfolg alles daran gesetzt, unser erneut am Rande des Untergangs stehendes Bistum zu retten, zu stärken und weiterhin im katholischen Geist zu reformieren. Er rekatholisierte, den jeweiligen Verhältnissen der furchtbaren und wechselhaften Kriegszeiten entsprechend, die Stadt und die Klöster des Stiftes, berief 1629 **Patres des Kapuzinerordens**, die zunächst auf dem Moritzberge Wohnung nahmen, dann aber in die für das Alumnat und Seminar nicht benötigten Räume des Lüchtenhofes einzogen. Durch seinen Verwandten, Graf Franz Wilhelm, Bischof von Osnabrück, Minden und Verden, begann er 1632 mit der Rekatholisierung der Stadt Hildesheim und ließ 1633 eine Diözesansynode im Dom abhalten, die erste seit 1539. Als dann im folgenden Jahre der oben genannte lutherische Welfenherzog die Bischofsstadt einnahm und alle Kirchen für den katholischen Kultus schloß, erreichte er, daß Ostern 1635 wenigstens die Magdalenenkirche dem katholischen Gottesdienst überlassen wurde. Es war also damals eine katholische Gemeinde in der Stadt, der sich, soweit man die Verhältnisse rekonstruieren kann, anscheinend besonders die Kapuziner vom Lüchtenhof annahmen; denn der Kurfürst Ferdinand überwies ihnen 1638 den gesamten Lüchtenhof, den sie bis dahin nur zur Hälfte bewohnten, „weil sie zur Zeit vergangener Lüneburgischen Persekution viel Nutzen geschafft und, da fast alle Religiösen ausgewichen, sie allein zu Trost der verbliebenen Katholiken die Religionsausübung gehalten“<sup>4</sup>. Nach dem Tode des Herzogs Georg (12. April 1641) und der kurzen Regierung dessen Sohnes, Christian Ludwig, nach drangsalvollsten Jahren und langwierigen Verhandlungen erlangte Kurfürst Ferdinand am 27. April 1643 sogar **die Zurückgabe des „Großen Stiftes“** in seinen wesentlichen Teilen, das 1523

<sup>4</sup> Vgl. dazu A. Bertram, III, 49, der hier das domkapitul. Protokoll vom 7. 2. 1644 zitiert.



infolge politischer Unklugheit des damaligen Hildesheimer Bischofs Johann IV. (1503-27) verlorengegangen war.

Auf Grund des endgültigen Restitutionsbeschlusses, der am 27. April 1643 zu Braunschweig zwischen den kaiserlichen Abgeordneten, den Vertretern des Kurfürsten Bischofs Ferdinand und des Domkapitels sowie den Delegierten der welfischen Herzöge August von Wolfenbüttel und Christian Ludwig von Calenberg festgelegt wurde, erhielt das Hochstift Hildesheim wieder die Ämter und Schlösser: Winzenburg, Hunnesrück, Steinbrück, Wohldenberg, Liebenburg, Woldenstein (Bilderlah), Wiedelah, Gronau, Vienenburg, Schladen, Poppenburg und Ruthe, mitsamt den zugehörigen Orten, Klöstern, Stiften usw.<sup>5</sup> Diese letzte Hinzufügung wurde illusorisch durch die Bestimmung des Westfälischen Friedens von 1648, wonach alle Gemeinden, die im sog. Normaljahr 1624 lutherisch waren, nicht kraft landesherrlicher Verfügung rekatholisiert werden durften. So entstanden wohl Amtspfarreien auf den bischöflichen Amtshäusern mit Gottesdienst für die dort wohnenden Beamten und Bediensteten sowie ihre Familien; aber die Bevölkerung des zu den Ämtern gehörenden Gebietes konnte der Bischof kraft seiner landesherrlichen Rechte nicht zur katholischen Religion zurückführen. In diesem Sinne gilt das Wort: „Das Bistum Hildesheim war ein Diaspora-Bistum geworden, in dem das katholische kleine Stift von dem protestantischen großen Stift umschlossen war“<sup>6</sup>.

In die neun sog. „Feldklöster“, d. h. die Klöster außerhalb der Bischofsstadt, kehrten die zustehenden Ordensleute zurück, so nach Grauhof die Augustiner-Chorherren der Windesheimer Kongregation aus Brabant, nach Ringelheim die Benediktiner, nach Heiningen die Augustinerinnen, nach Derneburg Zisterzienser (seit 1651), nach Riechenberg Augustiner, nach Escherde Benediktinerinnen, nach Wöltingerode Zisterzienserinnen, nach Dorstadt Augustinerinnen und nach Lamspringe vertriebene Benediktiner aus der englischen Kongregation, die 1670-1690 die herrliche dreischiffige Hallenkirche erbauten (1691 konsekriert), die größte Kirche unserer Diözese, eine der schönsten Kirchen im Norden Deutschlands. Von diesen neun Feldklöstern, zu denen als zehntes Marienrode (mit Zisterziensern) kam, das mit dem von ihm pastorierten Orten Neuhof,

<sup>5</sup> Die Ämter des „Kleinen Stiftes“: Dompropstei, Marienburg, Steuerwald und Peine befanden sich 1643 in der Hand des Hochstiftes. Die Ämter Ärzen, Grohnde, Lauenstein u. Hellerburg wurden nicht restituiert. Über die Ämter Koldingen, Lutter am Barenberge und Westerhof samt dem Hause Dachmissen konnte keine Einigung erzielt werden. Die braunschweig. Herzöge erhielten sie als „Lehen“ vom Hildesheimer Bischof.

<sup>6</sup> H. Seeland, Kurzer Abschn. der Gesch. des Bistums Hildesheim (1948), 56.



Söhre und Diekholzen katholisch geblieben war, ging die Seelsorge bzw. die Wiedergewinnung für den katholischen Glauben auf die umliegenden Orte aus.

Zu den Geistlichen der 15 bzw. 16 Ämter traten also in der seelsorglichen Arbeit die Ordensgeistlichen der 10 genannten Klöster, ferner die von 35 Landseelsorgestellen<sup>7</sup> und die der Bischofsstadt selber, die beim Tode Ferdinands folgende Klöster und Gemeinden zählte: Domstift und Dompfarrei (die vom Domkapitel ernannten Dompfarrer waren gleichzeitig Vicarii an St. Anna in ambitu, einer Kapelle im nördlichen Teil des Kreuzgangs), die Abteien der Benediktiner von Klein St. Michael und St. Godehard, ferner Heilig-Kreuz, St. Johannes, St. Bartholomäus (Sülte), St. Mauritius und St. Maria Magdalenen.

Außerdem wirkten in der Stadt Hildesheim und darüber hinaus die Patres des Jesuitenordens, die ihren Sitz am Kleinen Domhof hatten, und die Kapuziner im Lüchtenhof, die 1649 aus der Stadt vertrieben waren, aber nach neunjähriger Verbannung unter dem Nachfolger Ferdinands am Karfreitag 1656 ihr altes Heim im Brühl wieder beziehen konnten.

Im Mariendom selber wurde schon am 4. Oktober 1643 wieder das erste feierliche Hochamt zelebriert, und zwar vom Domkapitular v. Rintorf. Als 1634 der lutherische Welfenherzog Georg den katholischen Gottesdienst auch im Dom verboten und diesen zu seiner Schloßkirche ernannt hatte, war es der Kapuzinerpater Augustinus gewesen, der im Dom die Abschiedspredigt hielt. Derselbe Pater hielt am 4. Oktober 1643 die Festpredigt in der rekatholisierten Kathedralkirche.

Als Bischof Kurfürst Ferdinand am 13. September 1650 in Arnsberg starb, konnte er in dem Bewußtsein scheiden, daß er auch seine am entferntesten liegende Diözese Hildesheim, unter Mitwirkung tüchtiger einheimischer Kräfte, gerettet und gefestigt hatte. Kurfürst Ferdinand war der bedeutendste der Wittelsbacher Prinzen, die unsere Diözese in schweren Zeiten geleitet haben.

Der inneren Festigung und religiösen Vertiefung diente, außer den übrigen Welt- und Ordenspriestern, in ganz besonderem Maße der Jesuitenorden. Im Todesjahr des Bischofs Ferdinand gehörten 33 Jesuitenpatres zur Hildesheimer Residenz („Residentia Hildesiensis“), die als Lehrer, Katecheten, Prediger und Beichtväter in Stadt und Stift tätig waren. Die Schülerzahl betrug rund 400. Manche Gemeinden, selbst über die Grenzen unserer Diözese hinaus, wurden von Hildesheimer Patres als ständigen Seelsorgern betreut. Über die Tätigkeit der Jesuiten, besonders über den erfolgreichen Aufbau des Gymna-

<sup>7</sup> Vgl. zur Gesch. der einzelnen Gemeinden K. Henkel, Handb. der Diöz. Hildesheim (1917). H. Engfer, a. a. O., 74 ff.



siums Josephinum in Hildesheim, wohin mit der Zeit selbst Schüler aus weitentlegenen Orten außerhalb der Diözese zur Ausbildung kamen und sogar lutherische Prediger ihre Söhne schickten, urteilt der gelehrte Kardinal Adolf Bertram mit den ehrenden Worten: „Wo Thangmars Domschule gestanden, im Schatten des Domes, blühte rasch das Gymnasium Mariano-Josephinum empor, ausgezeichnet durch tüchtige Leistungen und echt religiöse Erziehung. Es übte durch die harmonische Vereinigung wissenschaftlicher Bildung und gläubig frommen Sinnes sowie durch die dem pädagogischen Geschick seines Lehrkörpers eigene Verbindung geregelter Zucht mit der Pflege jugendlicher Frische einen segensvollen Einfluß aus auf den katholisch gebliebenen Teil der Diözese und über deren Grenzen hinaus . . . Keine Genossenschaft und keine Anstalt erfreute sich so des Wohlwollens der Bischöfe, des Domkapitels und der gesamten katholischen Bevölkerung wie das Kollegium und Gymnasium Josephinum. Die Kraft und der Erfolg ihres Wirkens lag in der Tiefe und Festigkeit der glaubensvollen katholischen Überzeugung, in ihrem vor aller Augen offenkundigen tadellosen sittlichen Wandel, in der die Herzen gewinnenden Pflege des Sakramentenempfanges, verbunden mit dem freudigen Zuge liebevoller Erziehung der Jugend zu edler humanistischer Bildung und nicht zuletzt in der starkmütigen und opferfreudigen Ausdauer eines nie ermüdenden Arbeitslebens<sup>8</sup>.“

3. Dem tiefinnerlichen Kurfürsten Ferdinand folgte 1650 als Bischof von Hildesheim sein 29jähriger Großneffe, der Kölner **Kurfürst Maximilian Heinrich** (1650-88). Auch er entstammte dem Wittelsbacher Herzogshaus, war als Jesuitenzögling gut gebildet, von Natur aus fromm und von Haus aus treu kirchlich gesinnt. Unser Bistum hat er nur dreimal besucht.

Bei seinem ersten Besuch im Jahre 1652 hielt er eine nur zweitägige, aber recht gründliche, umfassende und ersprießliche **Diözesansynode** ab.

Da er ein besonderer Freund der **Jesuiten** war, konnten diese ihre Wirksamkeit in nunmehr nach dem Ende des 30jährigen Krieges (1648) ruhigeren Zeiten weiter ausdehnen. Seit 1655 bauten sie ihr Hildesheimer Gymnasium an der ganzen Ostseite des Kleinen Domhofes aus. Über dem Haupteingang des 1945 zerstörten und 1961 wieder aufgebauten Gymnasiums sieht man in kürzlich neu vergoldeten Buchstaben und Ziffern, von einem goldenen Kranz umrahmt, das spätmittelalterliche Christusmonogramm, mit dem Kreuz gekrönt, als Zeichen der „Gesellschaft Jesu“, unter dem Christusmonogramm JHS die Jahreszahl 1656, in welchem Jahre das massive untere Stockwerk vollendet war. Auf Grund finanzieller Zuwendungen seitens des Dom-

<sup>8</sup> A. Bertram, II (1916), 350, u. III (1925), 62.



propstes Arnold von Hoensbroech war es den Jesuiten möglich, von 1665/66 ab die theologische Lehrtätigkeit in den Fächern der Moral und Kontroverstheologie zu vertiefen. Mit großem Eifer und Erfolg widmeten sich die Jesuiten auch der Seelsorge. Etliche Gemeinden bzw. Seelsorgestellen verwalteten sie selbständig: Steuerwald, Itzum, Poppenburg, Barienrode, Emmerke, Ruthe, Steinbrück, Hohenhameln, Dinklar, Bettmar, Borsum und Adlum.

Gleichzeitig mit den Jesuiten wirkten in der Seelsorge die **Kapuziner**. Bereits Bischof Kurfürst Ferdinand hatte ihnen 1631 etwa die Hälfte der Räume des Lüchtenhofes, die für das Alumnat und Seminar nicht erforderlich waren, als Wohnung zugewiesen und ihnen 1638, zu einer Zeit, da der welfische Herzog Georg mit Gewalt Stadt und Stift zu protestantisieren suchte, den Lüchtenhof ganz als ihr Kloster übergeben. Der Rat der Altstadt hatte ihnen 1643 sogar einen eigenen Schutzbrief ausgestellt, sie aber 6 Jahre danach, unter Berufung auf die Beschlüsse des Westfälischen Friedens, aus der Stadt vertrieben und, unter dem Lachen und Johlen der Volksmenge, durch die Stadtsoldaten über die Stadtgrenze wegführen lassen. Dem Bischof Maximilian Heinrich gelang es durch langwierige Verhandlungen, daß die Kapuziner nach 7jähriger Verbannung am Karfreitag 1656 nach Hildesheim zurückkehren und ihr Kloster im Brühl wieder in Besitz nehmen konnten; doch wurde ihre Zahl seitens des Stadtrates auf 12 beschränkt. Als Bischof Maximilian Heinrich 1657 zum zweiten Male unsere Stadt und Diözese besuchte, legte er den **Grundstein zum Bau der Kapuzinerkirche**, die 1662 bei seinem dritten Besuch in seiner Anwesenheit durch den Weihbischof Adamus Adami konsekriert wurde. Der Grundstein zur **neuen** Kapuzinerkirche wurde 1732 und nach teilweiser Zerstörung 1766 gelegt. 1772 wurde die Kirche eingeweiht und nach erneuter Zerstörung 1961 konsekriert. Die schöne Barockfassade gehört zu der 1732 grundgelegten Kirche. Bischof Gerhard vom Berge (1365-98) hatte vor dem Dammtor der Stadt Hildesheim ein Kloster der **Kartäuser** errichtet. Dieses war im 30jährigen Krieg vollständig zerstört worden. Kurfürst Bischof Ferdinand hatte den Kartäusern ein Grundstück nahe der Südostseite des Domhügels für den Anbau eines neuen Klosters in Aussicht gestellt. Unter Kurfürst Bischof Maximilian Heinrich erwarben und verbreiterten sie dieses Grundstück und begannen auf demselben 1659 den Aufbau des Klosters, in das sie am 14. Mai 1663 einzogen. Über dem Eingang des ehemaligen Kartäuserklosters an der Neuen Straße stehen noch heute die Steinplastiken der Gottesmutter mit dem Jesuskind auf dem Arm (in der Mitte), rechts und links davon die des hl. Johannes d. T. und des hl. Bruno, des Gründers des Kartäuserordens.



Während auf den übrigen Ämtern des Hochstifts Hildesheim schon bald nach 1643, jedenfalls in den ersten sieben Jahren der Regierung des Kurfürsten Bischof Maximilian Heinrich, Seelsorgestellen bzw. Amtspfarrereien eingerichtet waren<sup>9</sup>, besaß das Amt Gronau noch zehn Jahre später keine eigene Seelsorgestation. Die wenigen Katholiken von **Gronau** gingen zum Gottesdienst nach dem benachbarten Kloster Escherde. Erst im Jahre 1667 richtete die fürstbischöfliche Regierung auf dem Gronauer Amtshause einen Raum für gottesdienstliche Zwecke ein. Die Einwanderung von Katholiken aus Westfalen, dem Rheinland und Brabant machte aber bald eine dauernde seelsorgliche Betreuung notwendig. Maximilian Heinrich berief dazu den **Dominikaner** Franz Krukenkamp aus Osnabrück. Dieser nahm zunächst auf dem Moritzberg bei Hildesheim Wohnung und begann, in Befolgung eines Beschlusses des Ordenskapitels vom Jahr 1675 zu Würzburg, gemeinsam mit einer vom Ordenskapitel bestimmten Kommission, Verhandlungen mit dem Hildesheimer Stadtrat wegen der Restitution des früheren Dominikanerklosters samt der zugehörigen St.-Pauli-Kirche. Da diese Bemühungen vergeblich waren, wurde in Gronau das Besitztum zurückerworben, das seit dem 14. Jahrhundert Eigentum des Hildesheimer Dominikanerklosters gewesen, ihm in der Reformation verlorengegangen und im 16. Jahrhundert in den Besitz der Benediktinerinnen von Escherde gekommen war. Die Dominikaner begannen 1680 mit dem Kirchen- und Klosterbau. Pater Krukenkamp wurde erster Vikar der „*residentia missionis ordinis praedicatorum provinciae Saxoniae*“ für die Katholiken von Gronau und Umgebung<sup>10</sup>.

Die 1648 konvertierte Witwe des holsteinischen Grafen v. Rantzow, die 1652 in das Annuntiaten-Kloster zu Paris eingetreten war, gründete 1668 durch Unterstützung des Bischofs Maximilian Heinrich nahe bei St. Michael in Hildesheim **das Ordenshaus der Annuntiaten „Klein-Bethlehem“**, das 1670 seine Weihe erhielt und dessen Mitglieder ein streng beschauliches Leben führten, auch für die Paramente der Kirchen der Stadt Sorge trugen.

Um den Protestanten entgegenzukommen, hatte Bischof Maximilian Heinrich bereits 1651 ein **„Geistliches Konsistorium für die evangelisch-lutherische Konfession“** eingerichtet.

Für den katholischen Priesternachwuchs in seiner Hildesheimer Diözese war seit 1652 am Dammtor ein **Alumnatenhaus** (Johannes-

---

<sup>9</sup> Vgl. den Überblick über die Visitation der Diözese durch Weihbischof Adamus Adami im Jahr 1657 bei: Bertram III, 70 f. u. H. Engfer in vorliegender Ztschr. (1958), 56 ff., u. (1959), 49 ff.

<sup>10</sup> Vgl. H. Engfer, Gesch. d. kath. Pfarrgemeinde u. des Dominikanerklosters Gronau (1957), 28 ff.



haus) entstanden, das 1655 bezogen wurde. Die Alumnen besuchten das Gymnasium der Jesuiten und deren philosophische und theologische Vorlesungen und Disputationen<sup>11</sup>.

Die Regierung des Kurfürsten Bischofs Maximilian Heinrich war im allgemeinen für unsere Diözese segensreich. Daß während seiner 38jährigen Bischofszeit die konfessionellen Kämpfe in Stadt und Stift nicht aufhörten — „im Streit mit seiner Hauptstadt hat der Bischof am 2. Juni 1688 zu Bonn sein Leben beschlossen“<sup>12</sup> —, lag größtenteils an den unseligen Zeitverhältnissen unmittelbar nach dem 30jährigen Kriege und dem Westfälischen Frieden, im Hildesheimer Bistum größtenteils auch am Stadregiment und seiner Verbindung mit den benachbarten lutherischen Welfenhäusern, die das Bistum Hildesheim in Ohnmacht zu halten versuchten. Der protestantische Historiker J. Gebauer, ehemaliger Stadtarchivdirektor in Hildesheim, macht mit Recht die spöttische Bemerkung: „Die 200 Gulden und 10 Faß Hildesheimer Bier, die der Rat alljährlich für den welfischen Schutz zu leisten hatte, haben sich in der Tat niemals so gut bezahlt gemacht wie gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts und zu Anfang des 18. Jahrhunderts“<sup>13</sup>.

<sup>11</sup> Im Jahre 1681 war der Gymnasialflügel am Treibebach zum Hückethal hin vollendet. Noch zu Lebzeiten von Maximilian Heinrich wurde ein Neubau der Vorderfront am Kleinen Domhof beschlossen. 1694 war der Gymnasialbau der Jesuiten an der ganzen Ostfront des Kleinen Domhofs bis zur Stinckenpforte hin vollendet. Die 1961 neu vergoldete Inschrift an der prächtigen Barockfassade trägt die Jahreszahl 1694 und nennt den Domdechanten Maximilian Heinrich Joseph von Weihs als Wohltäter für den Aufbau. Die Jesuiten hatten ihr Gymnasium als ein marianisches errichtet. Erst im genannten Jahr 1694 wurde St. Joseph Kompatron. Von jenem Jahr an datiert der Name Gymnasium Mariano-Josephinum, wie er auch in der erwähnten Inschrift erscheint. Eigenartigerweise wird diese Schule durchweg nicht nach ihrer Hauptpatronin, sondern nach dem später hinzugefügten Nebenpatron als „Gymnasium Josephinum“ oder einfach als „Josephinum“ bezeichnet. Nach Aufhebung des Jesuitenordens (1773) führten die Patres als Weltpriester mit gemeinschaftlichem Leben ihre segensvolle Arbeit fort. Sie richteten das oberste Stockwerk des östlichen Flügels ihres Gymnasialgebäudes zwischen Garten und Hückethal zu einem Priesterseminar für 12 Seminaristen ein. Bei ihrer Arbeit stand ihnen je ein Benediktinerpater von St. Michael und St. Godehard zur Seite. Nachdem im Fortgang der Säkularisation das Hildesheimer Kapuzinerkloster im Lüchtenhof 1812 aufgehoben war, wurde dort zunächst ein Priesterinstitut für kranke und wegen Alters arbeitsunfähige Weltpriester eingerichtet, das aber wenig Bedeutung erhielt. 1834 wurde dann das Priesterseminar und die philosophisch-theologische Lehranstalt in den Lüchtenhof verlegt und der bisherige Direktor des Josephinums, Domkapitular Jakob Jos. Wandt, erster Regens des Priesterseminars. (Am 9. Dezember 1841 wählte ihn das Domkapitel zum Bischof). Das Alumnat am Dammtor (Johanneshaus) war am 29. September 1831 aufgelöst worden.

<sup>12</sup> J. Gebauer, *Gesch. d. Stadt Hildesheim*, 2. Bd. (1924), 118.

<sup>13</sup> Ders., ebd., S. 109.



Die nur 14jährige Regierung des Fürstbischofs Jobst Edmund v. Brabeck (1688-1702), eines klugen und geschäftsgewandten, auch energischen Freiherrn aus westfälischer Adelsfamilie, war derart angefüllt mit Konfessionsstreitigkeiten vom Tage seiner Konsekration bis zu seinem Tode<sup>14</sup>, daß das Domkapitel einsah, nur der abermalige Anschluß an das bayrische Herzogshaus und an die starke rheinische Metropole sei imstande, das schwache Bistum Hildesheim vor dem Untergang zu retten.

4. Deshalb wählte das Domkapitel von Hildesheim schon zu Lebzeiten des Fürstbischofs Jobst Edmund v. Brabeck im Jahr 1694 den Kurfürsten und Erzbischof **Joseph Clemens** von Köln zum Koadjutor des Hildesheimer Fürstbischofs mit dem Recht der Nachfolge. Joseph Clemens (1702-1723) stellte sich gerade in den Tagen, da er 1702, nach dem Hinscheiden des Bischofs Jobst Edmund v. Brabeck, die Leitung der Hildesheimer Diözese — er war damals bereits Bischof von Freising und Regensburg und seit 1688 Erzbischof von Köln — übernehmen sollte, in den Kämpfen zwischen Österreich und Frankreich offen auf die Seite Frankreichs und wohnte in Lille. Der Kaiser verhängte deshalb über ihn die Reichsacht. So war in Wirklichkeit unsere Diözese ohne bischöfliche Leitung. Das Domkapitel übernahm die landesherrliche Regierung, der Domdechant, der oben erwähnte Maximilian Heinrich Joseph von Weichs, erhielt als „vicarius in spiritualibus“ vom Papst die geistliche Jurisdiktion und kirchliche Verwaltung des Bistums, bis der Kaiser 1714 dem erwählten Bischof erlaubte, das Bistum Hildesheim in Besitz zu nehmen. Joseph Clemens hat also tatsächlich nur neun Jahre unsere Diözese geleitet. Die Zwischenzeit von 1702-1714 brachte unsere Diözese erneut an den Rand des Abgrunds. Die drei lutherischen Welfenfürsten, nämlich der Kurfürst von Hannover<sup>15</sup> und die Herzöge von Celle und Wolfenbüttel, versuchten das Stift Hildesheim zu säkularisieren und unter sich aufzuteilen.

<sup>14</sup> Der Bau der drei unter ihm entstandenen Kirchen in Westfeld, Grasdorf und Henneckenrode erfolgte trotz des Widerspruchs der Protestanten.

<sup>15</sup> Herzog Georg von Calenberg hatte 1636 Hannover zu seiner Residenz erwählt. Der eigentliche Residenzort wurde die Neustadt von Hannover, obwohl das Schloß (die ehemalige Minoritenkirche) in der Altstadt lag. Die (Calenberger) Neustadt von Hannover erhielt das sog. Kleine Stadtrecht. In ihr wurde 1666—1680 die Hof- und Stadtkirche St. Johann (Neustädter Kirche) errichtet. Die Schloßkirche in der Altstadt wurde unter dem zum katholischen Bekenntnis konvertierten Herzog Johann Friedrich 1665 rekatholisiert, nach seinem Tode 1679 hörte hier der katholische Kultus wieder auf. 1692 wurde der lutherische Herzog Ernst August, der jüngste Bruder des Herzogs Johann Friedrich, vom Kaiser zum Kurfürsten ernannt. Die Katholiken erbauten seit 1712 die St.-Clemens-Kirche, die 1718 konsekriert, 1943 zerstört und 1957 nach dem ursprünglichen Plan des Baumeisters Tomaso Giusti neu erbaut wurde.



Im Jahr 1711 besetzte der Kurfürst von Hannover die Städte Peine und Hildesheim und die Ämter Steinbrück, Marienburg, Wiedelah und Steuerwald. Kaiser Joseph I. und der Preußenkönig Friedrich I. drohten den Welfen, die nunmehr von ihrem Vorhaben Abstand nahmen. Aber diese erreichten doch, daß das Domkapitel am 11. Juli 1711, unter dem Druck der Verhältnisse, einen sog. **Religionsrezeß** annahm, wonach, außer dem Bestehenden, über den Besitzstand von 1624 hinaus keine weiteren katholischen Kirchen, Klöster, Kapellen und Feldkreuze errichtet werden sollten; die bislang erbauten Kirchen wurden anerkannt. Aber in Zukunft sollten auch auf Privatgütern keine öffentlichen Kapellen eingerichtet werden. Prozessionen durften nur an katholischen Orten, in Amtspfarreien und dort, wo neue katholische Kirchen erbaut waren, stattfinden, und zwar in begrenztem Umfang. Als Papst Clemens XI. am 12. März 1712 diesen erzwungenen Religionsrezeß für ungültig erklärte, stimmte ihm das Domkapitel bei, und der Kurfürst Bischof Joseph Clemens, der am 31. Dezember 1714 Besitz vom Hochstift Hildesheim genommen und dessen Regierung in geistlichen wie weltlichen Dingen angetreten hatte, erklärte am 11. Mai 1716, daß er keinesfalls gewillt sei, den aufgezwungenen Rezeß zu bestätigen.

Obwohl Joseph Clemens nur neun Jahre unsere Diözese geleitet und sie kaum besucht hat, wirkte er doch in seiner wahrhaft frommen Art viel Gutes für unser Bistum. Durch Anregung von **Priesterexerzitien** und **Seelsorgekonferenzen** stärkte er das katholische Leben.

Unter Fürstbischof Joseph Clemens erstanden **die Kirchen zu Wöhle** (1717) und **Bilderlahe**, der Neubau des 1703 durch Feuersbrunst zerstörten Klosters und der Kirche der Dominikaner in **Gronau** (vollendet 1720/22), ebenso der Neubau der weiträumigen Pfarrkirche von **Großalgermissen** (1720), der Bau der prachtvollen Klosterkirche von **Grauhof** (1717 konsekriert)<sup>16</sup> und vor allem die **bauliche Umgestaltung des Mariendomes**, dessen Inneres seit 1718 mit barocken Formen umkleidet wurde. Die Bauleitung hatte Justus Wehmer. Die flache Decke des Mittelschiffes wurde durch Gewölbekappen zu einem Spiegelgewölbe umgeschaffen. Die nach antiken korinthischen Formen abgewandelten, blattförmigen Kapitelle, die auf den Dombau Azelins bzw.

---

<sup>16</sup> Der barocke Umbau der Pfarrkirche zum Hl. Kreuz in Hildesheim erfolgte zu einer Zeit, da Joseph Clemens in seiner bischöfl. Tätigkeit gebunden war (1704-1706). Die Front an der Westseite wurde 1712 vollendet; die Treppenanlage davor entstand unter Clemens August 1727. An dem Aufbau der kath. Gemeinde in Wolfenbüttel (seit 1705) u. dem Bau der St.-Nikolai-Kirche in Braunschweig (1710-12) hatte der Hildesheimer Fürstbischof keinen Anteil; doch wurde durch päpstl. Breve vom 14. 6. 1714 die Jurisdiktion über die neu erstandenen kath. Gemeinden von Braunschweig und Wolfenbüttel auf Hildesheim übertragen.



Hezilos, vielleicht schon auf den Bau Altfrieds zurückgingen, wurden abgehauen und unter Bischof Clemens August 1734 durch Stuckkapitelle in rein korinthischen Formen ersetzt. An Stelle des romanischen Vierungsturmes, den Hezilo dem Dom gegeben hatte, wurde 1716-1721 durch den hannoverschen Architekten Sudfeld-Vick ein barocker Vierungsturm errichtet und die kupferne Kuppel, wie einst durch Bischof Gerhard vom Berge im 14. Jahrhundert, wiederum vergoldet. Die Vergoldung führte der Hildesheimer Goldschmied Paul Jobst Süring durch. Anlässlich der Vollendung der „Goldenen Kuppel“ wurde in der Oktav des Festes Mariä Himmelfahrt 1721 ein feierliches Amt zu Ehren der Gottesmutter als der Hauptpatronin des Domes gehalten. Beim Tode des Fürstbischofs Joseph Clemens waren die Stukkaturarbeiten über dem Hochchor und dem Querhaus vollendet. Als Maler wirkten Windtracke, vielleicht auch Aprile<sup>17</sup>. In den Deckengemälden des Hochchors waren die Heiligste Dreifaltigkeit, die Himmelfahrt Christi und seine Würde als des Erlösers der Menschheit, letztere in der Apsis-Wölbung, zur Darstellung gebracht, während die Deckengemälde der beiden Kreuzarme die Aufnahme Mariens in den Himmel und ihre Krönung verherrlichten. Der Godehardichor im oberen Teil des nördlichen Paradieses war schon 1704 zum Innern des Hochchors durch eine Wand abgeschlossen, der untere Teil dieses gotischen Nordanbaues durch Gitter und Türen aus Eisenstäben gesichert und verziert. Von 1722 bis 1725 ruhten die Arbeiten. In dieser Zeit starb der Kurfürst und Bischof Joseph Clemens am 12. November 1723 im Alter von 52 Jahren. Nachfolger wurde sein Neffe Clemens August.

### **Die Wirksamkeit des Kurfürsten Clemens August als Bischof von Hildesheim**

5. Als **Clemens August**, der Sohn des bayrischen Kurfürsten Maximilian Emmanuel und dessen zweiter Gemahlin Theresia Kunigunde, einer Tochter des Polenkönigs Johann Sobiesky, am 8. Februar 1724 im Alter von noch nicht 24 Jahren vom Hildesheimer Domkapitel zum

<sup>17</sup> Anton Windtracke stammte aus Braunschweig, zog 1684 mit Frau u. zwei Kindern nach Hildesheim, erwarb hier Bürgerrecht auf der Neustadt, verfertigte für das Wappenbuch des Hildesheimer Domkapitels die Stammbäume und war bis 1722 im Dom tätig. Über den Kunstmaler Aprile, der um 1720 in Hildesheim gewirkt haben soll, ist nichts Sicheres bekannt. Er soll, außer im Dom, auch in St. Andreas gewirkt u. das dortige Deckengemälde geschaffen haben. Der Baumeister Justus Wehmer stammte aus Mannheim. Er lieferte 1718 den Entwurf zur Umgestaltung des Domes und leitete die Arbeiten im Innern.



Bischof des Fürstbistums Hildesheim gewählt wurde, war er bereits fünf Jahre lang Bischof von Münster und Paderborn und seit einem Vierteljahr Fürsterzbischof in Köln, dessen Kurstuhl er gleich nach dem Tode seines Onkels, des Kurfürsten Joseph Clemens, bestiegen hatte. Schon im Jahre 1716 war er zum Bischof von Regensburg gewählt worden, hatte aber auf diesen Bischofssitz verzichtet, als ihm die Leitung der Bistümer Münster und Paderborn übertragen wurde. Im Jahr 1724 erhielt er auch das Amt des Dompropstes zu Lüttich, wurde 1728 Bischof von Osnabrück und dazu 1732 auch noch Großmeister des Deutschen Ordens. Diese Überfülle von hohen und höchsten Ämtern, die auf seinen Schultern lag, ist zu beachten, um seiner Tätigkeit im Bistum Hildesheim gerecht zu werden.

Und noch eine andere Tatsache muß gesehen werden, um das Wirken des letzten Hildesheimer Bischofs aus dem bayrischen Herzogshause in unserem Bistum recht zu verstehen. Clemens August war ein Kind der leichtlebigen Epoche Ludwigs XV. von Frankreich (1715-1774), dessen Regierungszeit die des Clemens August (1724-1761) fast ganz umschließt. 1725 war Clemens August in Paris gewesen, hatte freundschaftliche Beziehungen zu Frankreich aufgenommen und das luxuriöse Leben am Hofe von Versailles kennen- und liebgelernt. So genoß er, ohne den Ernst der politischen Lage seiner Zeit zu begreifen und die Doppelzüngigkeit der Diplomaten zu durchschauen, in fast ungetrübtem Frohsinn sein Leben und verbrachte in einer beneidenswerten Harmlosigkeit seine Tage mit Festen und Jagdvergnügen im Kreise von Künstlern, vornehmen, schönen Frauen und Hofbeamten, die ihn umschmeichelten, von ernster Arbeit abhielten und seine kostspieligen Liebhabereien förderten. Man muß dieses ehrlich sehen, um zu würdigen, was Clemens August trotzdem Wertvolles für unser Bistum geleistet hat, weil er in der Tiefe seines Wesens gläubig und in seiner Art fromm war, dabei gütig und ehrlich, mildtätig und großmütig.

Persönlich war er nur wenige Male in unserer Diözese. Obwohl er sich durch einen eigenen Abgesandten, den Freiherrn Friedrich Christian v. Plettenberg, um den Bischofsstuhl von Hildesheim beworben hatte, erschien er nicht einmal zur Besitzergreifung der Diözese. Erst über fünf Jahre nach seiner Wahl erfahren wir zum erstenmal von seinem Besuch in unserem Bistum. Aber er sorgte für tüchtige Vertreter. Die Besitzergreifung ließ er durch den erwähnten Freiherrn v. Plettenberg vornehmen. Die kirchliche Verwaltung lag von 1723 bis 1734 in den Händen des Domherrn Ernst Friedrich von Twickel, der am Collegium Germanicum in Rom studiert hatte und wegen seines Eifers für die Seelsorge und seines priesterlichen Wandels allgemeines Ver-



trauen genoß. Clemens August übertrug ihm sowohl das Amt des Generalvikars wie das des Weihbischofs. Als er 1727 auch zum Statthalter des Fürstentums ernannt wurde, war die gesamte geistliche und weltliche Gewalt des kleinen geistlichen Staates in seiner Person vereinigt. Als Weihbischof und Statthalter folgte ihm sein Bruder Johann Wilhelm von Twickel, während das Generalvikariat von 1734-1748 von dem Domdechanten Heinrich Friedrich Philipp Gottfried von Loe, 1748-1755 von dem Domherrn Jobst Edmund von Weichs und 1755 bis 1761 von Otto Matthias von Mallinckrodt versehen wurde<sup>18</sup>.

Das Mäzenatentum Clemens Augusts und sein Interesse für die Kunst haben auch im Bistum Hildesheim ihre Spuren hinterlassen. Im **Mariendom** handelte es sich darum, die unter seinem Vorgänger begonnene **Barockisierung des Innern** fortzuführen und zu vollenden, das Langhaus, die Seitenschiffe und die beiden Kapellenreihen mit Stuckornamenten zu versehen, die Pfeiler und Säulen mit Stuck zu umkleiden und die Malerei auf den Wandflächen innerhalb der Stuckumrahmung durchzuführen. Die Namen der Künstler, denen diese Arbeiten übertragen wurden, deuten darauf hin, daß Clemens August selber bei der barocken Umgestaltung des Domes durch seinen Rat und seine Anregungen führend mit tätig war, was sich bei seiner Vorliebe für prächtige Bauten von selber ergab. Die Stuckarbeiten führten die Italiener Michael Caminada und Carlo Rossi, die Deckenmalerei der kurfürstlich pfälzische Hofmaler Bernardini durch<sup>19</sup>. Im Jahre 1734, zehn Jahre nach der Wahl des Kurfürsten Clemens August zum Fürstbischof von Hildesheim, war das Werk im wesentlichen vollendet. Aus dem romanisch strengen Bau Hezilos war ein **barocker gottesdienstlicher Festsaal** geworden, der aber nicht den Überschwang südlicher Barockkirchen zeigte, sondern in seiner vornehmen Reserviertheit auch den niedersächsischen Menschen anzog, wenn auch zu bedauern war, daß die Barockkünstler allzu frei und willkürlich das vorhandene

<sup>18</sup> Clemens Augusts Persönlichkeit u. Wirken in unserer Diözese hat A. Bertram auf Grund der domkapitularen Protokolle eingehend dargestellt III, 131-167. Vgl. ferner E. Renard „Clemens August, Kurfürst von Köln. Ein rheinischer Mäzen und Weidmann des 18. Jh.“ (1927). Vor allem die umfangreiche, gelehrte und reich bebilderte Festschrift zur Ausstellung in Brühl 1961.

<sup>19</sup> Michael Caminada ist schon seit 1715 in Hildesheim nachweisbar. Er arbeitete 1719/20 an der Decke von St. Andreas und schuf seit 1727 die Stuckarbeiten im Langschiff des Domes. Mit ihm zusammen wirkte sowohl in St. Andreas wie im Dom der ital. Stukkateur Carlo Rossi, wahrscheinlich der Sohn des Maurermeisters Domenico Rossi, der 1692-1696 bei den Schloßarbeiten in Lüneburg tätig war. Der Historienmaler A. Bernardini (1697 bis 1762) war Hofmaler in Mannheim. Das Deckengemälde des Langschiffes des Mariendomes entstand durch ihn in den Jahren 1729/30.



Schöne zerstörten und selbst die gotischen Spitzbögen und Maßwerke in den Fenstern der Kapellenreihen durch wenig schöne, barockartig geschweifte Rahmen ersetzten. — Wer den am 22. März 1945 durch Bomben schwer getroffenen und in seinem Barock durch Brand zerstörten Hildesheimer Mariendom gekannt hat, weiß, wie warm und weich und zum Beten einladend dieser Dom gerade durch seine feine barocke Innengestaltung wirkte. Vor allem war es ein echter Mariendom. Das große Hauptgemälde in der Mitte der Decke des Mittelschiffes stellte Maria als Patronin des Domes und der Diözese dar, in den Wolken schwebend, zwischen den Apostelfürsten, zu ihren Füßen die übrigen Dompatrone. Der Charakter eines Mariendomes trat durch die weißen Alabastertafeln des tiefdunklen marmornen Hochaltars, durch die Bemalung der Wände, durch die Altarbilder in den Nebenkapellen und durch einige Marienstatuen mit der Zeit so stark in Erscheinung, daß der Dom Anfang des Jahres 1945, also kurz vor der Zerbombung am 22. März, in seinem Innern 82 Mariendarstellungen besaß.

Der Kunstsinn des Kurfürsten Clemens August wirkte anregend auch auf die Mitglieder seines Hildesheimer Domkapitels. Im Jahre 1733 schenkte der erwähnte Weihbischof Ernst Friedrich von Twickel dem Dom den **Immaculata-Altar**, dessen drei fast lebensgroße Figuren, die wunderbar schön wirkende Gestalt Mariens zwischen ihren Eltern Joachim und Anna, von dem kurpfälzischen Hofbildhauer Paul Eggel in Mannheim in dem seit 1720 von Frankreich nach Deutschland gekommenen Rokokostil aus Holz geschnitzt wurden<sup>20</sup>.

Offenbar bestanden zwischen Clemens August und seinem Hildesheimer Domkapitel die besten Beziehungen. Das beweist u. a. auch die Tatsache, daß der Kurfürst seinen Kapitularen in Hildesheim als Auszeichnung ein **Brustkreuz** schenkte, aus Emaille gearbeitet, die Vorderseite geziert mit dem Bild der Gottesmutter auf blauem Grund, das Jesuskind auf dem rechten Arm, ein Zepter in der linken Hand haltend, die Rückseite geschmückt mit dem Bildnis Karls des Großen auf rötlichem Grunde. Die goldenen Lilien in den Zwickeln zwischen den Kreuzesbalken besagen, daß es sich um französische Arbeit handelt. Das zugehörige Band aus roter, beiderseitig weiß umränderter Seide bezog Clemens August direkt aus Paris, wo auch wohl die Kreuze selber hergestellt sind. Die Kurfürstenkrone oberhalb des Längsbalkens auf einigen der Kreuze weist besonders deutlich auf den Stifter hin.

---

<sup>20</sup> Paul Eggel (1691-1752), ein Mannheimer Bildhauer, schuf den Altar der Unbefleckten Empfängnis im Dom zu Hildesheim im Jahr 1729. Die kupfergoldene Farbe wurde vor einigen Jahren in München anlässlich der dortigen Rokoko-Ausstellung nach Entfernung einer zweifachen Übermalung wieder als die ursprüngliche herausgearbeitet.



Die Kreuze werden auch heute noch bei festlichen Anlässen von den Domkapitularen getragen.

Im Jahre 1740 schenkte der Droste von Liebenburg, Jobst Edmund v. Brabeck, für die Statue der Gnadenmadonna in der Krypta des Domes eine außerordentlich kostbare **goldene Krone in barocken Formen**, mit 97 Diamanten geziert, und für das Jesuskind eine ähnliche kleinere Krone mit 72 Diamanten. Im folgenden Jahr gab derselbe hochherzige Geschenkgeber dem Dom eine **Marienstatue aus gediegenem Silber** zum Geschenk als Krönung der sog. Irmensäule. Diese Säule ist 1,85 m hoch und besteht aus Kalksinter (alabastro antico) der römischen Wasserleitungen der Eifel. Ludwig der Fromme hatte das große Stück aus kohlenisaurem Kalk der Hildesheimer Kirche geschenkt. Der geniale Künstler auf dem Hildesheimer Bischofsstuhl, St. Bernward, hatte es polieren und zu einer Lichtersäule gestalten lassen, der er vor dem Altar Aufstellung gab. Sie sollte Christus als Licht der Welt versinnbildeln. Im Jahre 1651 war der Lichterstachel, den Bernward auf der Höhe der Säule angebracht hatte, durch einen Kranz von 14 Leuchtern rings um das Kapitell ersetzt und auf der Höhe der Säule eine mit Goldblech umgebene hölzerne Marienstatue angebracht worden. Diese ersetzte nunmehr unter Clemens August der erwähnte Freiherr von Brabeck durch eine aus purem Silber bestehende schwere Madonnenfigur. Wenn auch derartige Ausschmückungen des Domes nicht auf Clemens August zurückzuführen sind, so atmen sie doch den Geist, der von diesem kunstsinnigen Bischof in unsere Diözese ausging<sup>21</sup>.

Die prächtige barocke Ausstattung des **Rittersaales**, in welchem die Verhandlungen der fürstbischöflichen Regierung und feierliche Veranstaltungen des Domkapitels stattfanden, dürfte wohl auf direkte Anregungen des kunstverständigen Fürstbischofs zurückgehen, vor allem die allegorischen Figuren der Tugenden und Stände, während die historischen Darstellungen über den Eingangstüren und in den Fensterwänden, die sich auf die spezielle Hildesheimer Diözesangeschichte bezogen, sicher vom Domkapitel ausgesucht waren. Die Gemälde des Rittersaales schuf (1744-1753) der Kunstmaler Jos. Gregor Winck<sup>22</sup>, ein Schüler des besonders in Bayern tätigen Künstlers Tiepolo. Zum Schmuck der Wände des Rittersaales schenkte der Dompropst Franz Diedrich Jos. von Landsberg († 1727) **acht sehr kostbare Gobelins**, die,

<sup>21</sup> Die Säule mit der Madonna zielt jetzt den seit dem Wiederaufbau zum Hochchor wieder geöffneten Godehardi-Chor.

<sup>22</sup> Joseph Gregor Winck war zu Deggendorf in Niederbayern geboren; vgl. über ihn Dreyer, „Jos. G. Winck“ (1925) u. Bleibaum, „Bildschnitzerfamilien des Hannoverschen u. Hildesheimischen Barocks“ (Straßburg 1924), 236 u. 319.





*Clemens August, Fürstbischof von Hildesheim,  
Erzbischof und Kurfürst von Köln im Jahre 1754*





*Das Innere des Hildesheimer Domes  
in der barocken Ausstattung durch Clemens August*



bis auf zwei, noch heute erhalten sind. Auch die Beschaffung dieser prunkvollen Wandteppiche, die zwischen 1610 und 1620 in der berühmten Werkstatt von François de la Planché zu Paris hergestellt waren, weisen auf Beziehungen zu Clemens August hin. In den domkapitularen Akten von Hildesheim heißt es, daß der erwähnte Dompropst „8 Tapeten von Lodovico Pio in Bonn gekauft“ habe. Wahrscheinlich hat Clemens August seinen Hildesheimer Dompropst bei einem Besuche, den dieser im Rheinland machte, auf diese Gobelins aufmerksam gemacht und ihm die Anregung zum Ankauf für den Rittersaal in Hildesheim gegeben.

**Die fürstliche Residenz am Domhof zu Hildesheim.** Der Hildesheimer Dom liegt auf einem freien Platz, der in den Tagen des Kurfürsten Clemens August im Westen von der fürstbischöflichen Residenz, weiterhin im Westen, Süden und Norden von den Kurien der Domherren und im Osten zum wesentlichen Teil vom Gymnasium Mariano-Josephinum eingerahmt wurde. Unter der Regierung des Kurfürsten Clemens August wurde seit 1729 die **fürstbischöfliche Residenz**, das heutige Landgericht, dem Westportal des Domes gegenüber liegend, erneuert und der obere Verbindungsgang zwischen ihr und dem Innern des Domes erweitert. Daß Weihbischof und Generalvikar von Twickel hierzu die Genehmigung seines Bischofs einholte und ihm den Plan des Baues vorlegte, ergibt sich mit Sicherheit aus der Bedeutung dieses Baues als des eigentlichen Sitzes des Hildesheimer Fürstbischofs.

**Die außerhalb der Diözesanstadt errichteten Kirchen und Schlösser.** Bei dem Amtshaus **Wohldenberg**, auf dem anmutigen Hügel inmitten des alten Ambergaues, auf dem heute die Diözesanjugend ihr Heim hat, liegt eine einschiffige, schöne Barockkirche, über deren Eingang sich das Wappen des Kurfürsten Clemens August mit der Jahreszahl 1731 und der Inschrift befindet: „A Clemente Augusto ex Bavariae ducibus, Electore Coloniensi, Episcopo et Principe Hildesiensi, Paderbornensi, Monasteriensi et Osnabrugensi erecta et consecrata sancto Huberto venetorum patrono.“ Im Innern der Kirche findet sich die Inschrift: „Ex speciali mandato Serenissimi Principis Clementis Augusti, Domini sui Clementissimi, Joannes Fridericus Antonius, Liber Baro de Bochholtz, hujus loci satrapa hanc sacram domum ex fundamentis suis erigi curavit et promovit. Anno MDCC XXXI.“ Beide Inschriften bezeugen, daß die schöne Barockkirche auf dem Wohldenberg auf besonderen Auftrag des Fürstbischofs Clemens August zurückgeht, und daß der zuständige Droste, Frh. v. Bochholtz, den Bau leitete. Clemens August hat die Kirche dem hl. Hubertus, dem Patron der Jäger, geweiht; das Jagen war bekanntlich seine Lieblingsfreude.

Der hl. Hubertus hatte übrigens zu jener Gegend noch eine beson-



dere Beziehung. Die Hubertuslegende, die sich seit dem 15. Jahrhundert in verschiedenen Gegenden findet, war auch im Ambergau lebendig. Ein heidnischer Sachsenfürst jagte, so berichtet die Lokallgende, um den Gottesdienst der christianisierten Sachsen zu stören, an einem Karfreitag im Hainberg, nahe beim Wohldenberg. Ein Hirsch, den er mit seinem Speer mitten zwischen dem Geweih auf die Stirn traf, sank nicht tot um, sondern es erhob sich auf der Stirn ein leuchtendes Kreuz. Darauf bekehrte sich der Sachsenfürst und erhielt in der Taufe den Namen Hubertus. An der Stelle des angeblichen Ereignisses wurde 1733 von dem oben erwähnten Drost von Bochoholz die **Hubertusgrotte** als Kapelle in den Felsen gebaut und zu beiden Seiten des Steinaltars der Vorgang der Jagd und die Bekehrung des sächsischen Fürsten in die Felswände gemeißelt. Clemens August muß diesen Ort, den er nur höchstens zweimal gesehen hat, besonders geliebt haben. Im Felsen der Grotte ist die Inschrift angebracht: „Clemens August Churfürst zu Cöln Hertzog in Bayern Bischoff zu Hildesheim ist anno 1729 den 4. Oktober allhier gewesen.“ Das war das Jahr, in welchem die fürstbischöfliche Residenz am Domhof renoviert wurde. Ob der Fürstbischof vom Jahre 1729 bis zum Bau der Hubertuskirche auf dem Wohldenberg in seiner ostfälischen Diözese geblieben ist, könnte die Inschrift an der Kirche: „A Clemente Augusto erecta et consecrata“ vermuten lassen, ist aber unwahrscheinlich. Jedenfalls zeigt die Gründung der Hubertuskapelle mit den Steindarstellungen aus dem Jahr 1733, daß unsere Niedersachsen — die Diözese zählte damals rund 25 000 Katholiken — an der Jagdleidenschaft ihres Bischofs keinen Anstoß nahmen und wegen seiner Güte und Großzügigkeit seine leichte, lebensfrohe Art ohne Ärgernis in Kauf nahmen.

Zwischen 1750 und 1760 ließ Clemens August auf dem Bergrücken oberhalb des Ortes **Liebenburg ein Jagdschloß und eine Kirche** bauen. Im Jagdschloß wurde später ein Amtsgericht eingerichtet. Vom religiösen Geiste des Fürstbischofs spricht die Kirche, die er seinem Namenspatron, dem hl. Clemens, weihte, dessen Leben, Wirken, Martyrium und Glorie das große, farbenfrohe Deckengemälde darstellt. Es ist von dem oben erwähnten bayrischen Kunstmaler Jos. Gregor Winck gemalt, der seinen Namen am Nordrande der Decke eingetragen hat: „Joseph Gregorii Winck ex Bavaria invenit et pinxit anno 1758.“ Das Gemälde ist eines der hervorragendsten Werke dieses Künstlers. Die Gestalten sind natürlich und lebendig, ihre Anordnung von großartiger Wirkung. Obwohl Winck das Gemälde auf flacher Decke herstellen mußte, hat er durch eine bewundernswerte Perspektive erreicht, daß es dem Beschauer wie in einer Wölbung erscheint, deren Rand scheinbar aufrecht stehende Gestalten aus Szenen vom Leben



und Leiden des hl. Clemens bilden, die die Verherrlichung dieses Heiligen in der Mitte des Bildes umrahmen, während über dem Altar seine Bischofskonsekration dargestellt ist. Das Altarbild zeigt die Immaculata, deren Fuß die Schlange zertritt, die den Leib Adams umschlungen hat. Daneben steht Eva, die mit Adam vertrauensvoll zur Gottesmutter emporschaut.

Seinem Namenspatron zu Ehren ließ Clemens August 1752 auch die **Pfarrkirche in Bockenem** errichten, nachdem er im Jahre vorher den Grundstein für **Schloß und Kirche in Ruthe** hatte legen lassen. Die Kirche war in den Stuckornamenten und Gemälden in den feinen Formen des Rokoko gehalten. Die Bilder des Schlosses erinnerten in ihren Szenen aus dem Jagdleben an das Lieblingsvergnügen des Fürstbischofs. Leider sind beide Kirchen sowie das Jagdschloß im Laufe der Zeit ein Raub der Flammen geworden. Erhalten aber ist der **barockene Umbau der Stiftskirche auf dem Zierenberg bei Hildesheim**, der damals der Stadt Hildesheim politisch noch nicht eingemeindet war. Auf dieser Anhöhe, die bei den alten Sachsen dem Gott Ziu geweiht war, hatte Bischof Godehard von Hildesheim (1022-1038) dem hl. Mauritius, dem Patron seiner bayrischen Heimat, die erste Kirche gebaut und Bischof Hezilo 1058 durch seinen hervorragenden Baumeister, den Dompropst Benno, späteren Bischof von Osnabrück, an Stelle der von Godehard erbauten kleinen Kirche eine Säulenbasilika von 38 m Länge und 15 m Breite errichten lassen. Diese Kirche ließ Clemens August in den Jahren 1744/45 in geschmackvoller Weise nach dem Vorbild des Domes im Innern barockisieren. Unter seinem Nachfolger, Frd. Wilhelm von Westphalen, wurde im Jahre 1765 der Glockenturm in barocken Formen errichtet, der seitdem als besonders schönes Denkmal der unter Clemens August in der Hildesheimer Diözese heimisch gewordenen Barockkunst auf die Diözesanstadt herabschaut. In seinen Formen gleicht er dem von seinem Onkel und Vorgänger, Joseph Clemens (1702-1723), erbauten Vierersturm des Mariendomes.

Die Kunst des Barock und Rokoko fand während der Regierungszeit des Fürstbischofs Clemens August auch in den niedersächsischen Stiftsdörfern Anklang. Es entstanden neue Kirchen und Kapellen in barocken Formen zu Harsum, Großdungen, Großlafferde, Hasede, Dinklar, Ahrbergen und Himmelsthür, die aber ihr Entstehen nicht der Initiative des Fürstbischofs, sondern der des Domkapitels und der betreffenden Gemeinden verdankten. Wohl aber könnte das Wappen des Kurfürsten Clemens August am **Pfarrhaus zu Hohenhameln** mit der Jahreszahl 1733 davon zeugen, daß dieser Bau auf Anregung des Fürstbischofs bzw. mit seiner besonderen Genehmigung errichtet wurde. Im Jahre 1690 war die freiherrliche Familie von Brabeck mit dem **Schloß**



**Söder** belehnt worden. Sie ließ im großen Festsaal ein Deckengemälde von Jos. Gregor Winck herstellen und von demselben Künstler ein Tafelgemälde mit der Darstellung der makkabäischen Mutter in der nahe gelegenen Kapelle.

Unter Clemens August wurde 1750/51 in barocken Formen der **silberne Ehrenschein für die Gebeine St. Bernwards** von Ludwig Hatteisen, dem 44. Abt von St. Michael, und dem Michaeliskloster gestiftet. Da der Abt sieben Jahre danach, also noch während der Regierungszeit Clemens Augusts, Weihbischof in Hildesheim wurde und der Schrein von dem Augsburger Goldschmied Wilhelm Raumer geschaffen ist, liegt der Gedanke nahe, daß er auf eine Anregung des Kurfürsten zurückgeht. Doch ist dafür kein Beweis zu führen. Im Gegenteil, die Inschrift auf der linken Stirnseite des Schreines unterläßt nicht nur jede Erwähnung von Clemens August, sondern sagt ausdrücklich, daß Abt und Konvent von St. Michael die Initiatoren und Stifter desselben waren. Die Inschrift lautet: „Ludovicus hujus monasterii Abbas 44tus Prior et Conventus hoc munus argenteum devotionis et gratitudinis humillime dicant et consecrant. Anno Salutis MDCCL.“ Am 1. Juni 1751 wurden die Gebeine Bernwards von dem erwähnten Abt im Beisein des ganzen Konvents dem bisherigen hölzernen Sarge entnommen und unter Gesang in den neuen Sarkophag hineingelegt. In der beigefügten Urkunde werden nur Abt, Prior und Konvent als Stifter genannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren auch bei der Feier weder der Weihbischof und Generalvikar noch das Domkapitel anwesend.

So wird sich Clemens August sicher auch nicht in die Zwistigkeiten zwischen der Stadt Hildesheim und dem Michaeliskloster eingemischt haben. Wohl aber erließ er gegen die übermütige Stadt am 23. März 1735 ein öffentliches Ausschreiben, in welchem er Gehorsam forderte und rügte, daß sich die Stadt als freie Republik gegen ihn als zuständigen Landesherrn empöre. Auch einige bürgerliche Verordnungen zum Schutze der öffentlichen Sicherheit erließ Clemens August direkt.

Wie der Umguß der geborstenen großen Domglocke (St. Maria), so werden auch verschiedene religiöse Neuordnungen im Dom wohl selbständig vom Statthalter und Domkapitel geregelt sein. Da über deren Reisen zur kurfürstlichen Residenz und die dabei geführten mündlichen Beratungen zu wenig protokolliert ist, läßt sich schwer entscheiden, was im einzelnen unter oder durch Clemens August in unserem Bistum durchgeführt wurde. Im Jahre 1759 wurden für die Donnerstage, mit Ausnahme der Advents- und Fastenzeit, Messe und Offizium vom heiligsten Altarssakrament, für die Samstage das Offizium von der Unbefleckten Empfängnis eingeführt, im gleichen Jahr auch der Gesang des



Anfangs der vier Evangelien bei der Fronleichnamsprozession. Daß diese und ähnliche Neuerungen vom Domkapitel gemeinsam mit dem fürstbischöflichen Statthalter selbständig durchgeführt wurden, deutet die Tatsache an, daß im Jahre 1741 Weihbischof von Twickel eine eigene Stiftung machte, wonach jeden Morgen um 6 Uhr, mittags um 12 Uhr und abends um 6 Uhr mit der größten Glocke, d. h. der Marienglocke, der „Angelus“ geläutet wurde.

**Innere Reform im Bistum Hildesheim.** Im übrigen scheint sich Clemens August verschiedentlich auch um das innere Leben seiner Hildesheimer Diözese gekümmert zu haben. Auf ihn, sei es auf seine Anregung oder wenigstens seine Zustimmung, darf wohl die **erste Dekanatsordnung unserer Diözese** zurückzuführen sein. Sie datiert vom 6. Oktober 1759 und wurde am 8. März 1760 vom Generalvikar O. M. von Mallinckrodt promulgiert. Danach wurde die Diözese in 12 Zirkel, später Dekanate genannt, eingeteilt. Jeder Zirkel mußte monatlich zusammenkommen. Die Seelsorgegeistlichen der zum Zirkel gehörenden Gemeinden waren zur Teilnahme verpflichtet. Der Zirkel-Tag begann mit einem Levitenamt vor dem ausgesetzten Allerheiligsten. Daran schloß sich ein halbstündiger katechetischer Unterricht, an dem die Erwachsenen wie die Jugend der betreffenden Gemeinde teilzunehmen hatten. Nach einer kurzen geistlichen Lesung für die anwesenden Geistlichen fand für die Mitglieder des Zirkels im Pfarrhaus ein Vortrag mit Diskussion aus der Dogmatik, Moral oder Kirchengeschichte statt. Das Mittagessen mußte einfach sein. Es durfte dabei kein Wein getrunken, wohl aber mußte eine geistliche Lesung gehalten werden. Der Nachmittag diente der Besprechung seelsorglicher, liturgischer und rubrizistischer Fragen. Es sollte dabei auch die Pflege und Förderung des gregorianischen Gesanges in den Gemeinden behandelt und das Thema der nächsten Konferenz festgelegt werden. Die tägliche morgendliche Betrachtung wurde den Priestern dringend empfohlen und ihnen das Leben und Wirken des hl. Karl Borromäus und des hl. Franz von Sales als Vorbild hingestellt.

Für das Volk erließ der Fürstbischof ein **Verbot von Trinkgelagen**. Bemüht war er auch um einen guten **Schulunterricht**. Die Schulordnung vom 30. April 1736 schärfte den Schulbesuch vom 7. Lebensjahr an ein. Das Schuljahr sollte von Michaelis (29. 9.) bis Johannis (24. 6.) dauern. **Katechetischer Unterricht** mußte an jedem Sonntag und höheren Festtag stattfinden. Zwecks Förderung der Katechese empfahl Clemens August die Einführung der „Bruderschaft Jesu, Maria und Joseph“ für alle Gemeinden. Im einzelnen wurden durch die **Diözesanagende vom 29. August 1752** für sämtliche Gemeinden eine einheitliche Liturgie und eine Anzahl pastoraler Vorschriften festgelegt. Danach hatten an



der erwähnten sonn- und festtäglichen Christenlehre alle Kinder und aus jedem Haus wenigstens ein Erwachsener teilzunehmen. Auch während der Ferienzeit fiel diese Christenlehre nicht aus. Die Seelsorger mußten dafür sorgen, daß an den Christenlehren, außer den Kindern und möglichst deren Eltern, auch die Knechte und Mägde teilnahmen. Wer ohne entsprechende Gründe der Sonntagsmesse mit Predigt und, soweit er dazu verpflichtet war, der Christenlehre fernblieb oder sich während der Gottesdienste außerhalb der Kirche auf dem Kirchhof aufhielt, mußte ein entsprechendes Kerzenopfer für die Kirche als Strafe darbringen. Auch wurden diejenigen in Strafe genommen, die in der österlichen Zeit nicht in ihrer Pfarrkirche die Osterpflicht verrichteten. Der zuständige Seelsorger hatte diese bei der kirchlichen Behörde anzuzeigen. Er hatte auch dafür Sorge zu tragen, daß der „Oppermann“ die Kinder im Katechismus, im Beten und Schreiben gründlich unterrichtete, alle Sonnabende die Kirche und Altäre gründlich reinigte und die Paramente stets in sauberem und ordentlichem Zustand hielt. Der Seelsorger der Gemeinde wurde für die Durchführung dieser Anordnung verantwortlich gemacht. Er mußte auch des öfteren die Schule besuchen, sich davon überzeugen, daß der „Oppermann“ seine Pflicht in der Bildung der Kinder gut erfüllte, und zu diesem Zweck selber die Kinder auf ihr Wissen und Können hin prüfen.

Den Mitgliedern der **Frauenklöster** gebot Clemens August die strenge Einhaltung der Klausur. Er verbot jeden Verstoß gegen das klösterliche Leben, sogar das Erlernen der Musik, soweit diese nicht für den Gottesdienst bestimmt war. Bei Einkleidungen, Professen und ähnlichen klösterlichen Feierlichkeiten durfte für die teilnehmenden Angehörigen kein Essen gegeben werden. Erst recht waren musikalische Darbietungen oder gar Tanz verboten.

### Schlußurteil

Es ist unter der Regierung von Clemens August und großenteils wohl auf Grund seiner persönlichen Anordnungen mehr Gutes in unserer Diözese geschehen, als man zunächst annehmen sollte, wenn man auf die wenigen Besuche des Fürstbischofs und seine leichte Lebensart hinschaut. Er hat es, soweit sich erkennen läßt, ernst mit seinen Pflichten in seiner ostfälischen Diözese genommen und sie durch seine gute Verbindung mit dem ortsansässigen Weihbischof und Generalvikar sowie dem Domkapitel mit gutem Erfolg durchgeführt.

Persönlich war Clemens August, wie oben bemerkt, ein Kind seiner Zeit. Die infolge des Spanischen Erbfolgekrieges schwierige Lage Bayerns hatte ihn als Kind ins Exil nach Österreich getrieben. In Brüs-



sel war er geboren, in Klagenfurt erzogen. Dann reiste er zu weiterer Ausbildung in jungen Jahren nach Rom, wo er in außergewöhnlicher Weise von Papst Clemens XI. (1700-1721) protegiert wurde. Dazu kam früh die Hofierung durch nichtsnutzige Hofschranzen. Alles das traf einen jungen Fürsten, der eine eigenartige blutmäßige Mischung in sich trug. So ist manches bei diesem Fürstbischof zu verstehen, was befremdend wirkt: seine Verschwendungssucht, seine Vorliebe für prunkvolle Feste, die Tatsache, daß er sich erst am 4. März 1725 zum Priester und 1727 durch Papst Benedikt XIII. persönlich zum Bischof weihen ließ, nachdem ihm schon fünf Bischofssitze übertragen waren. Dabei war Clemens August durchaus nicht eine krankhafte oder gar schizophrene Persönlichkeit. Im Gegenteil, seine Vorliebe für die Jagd, sein Gesichtsausdruck, wie er auf vielen Bildern erscheint, zeigen ihn, trotzdem er den leichten Vergnügungen ergeben war, doch als geraden und ehrlichen Mann von edlem und vornehmer Charakter.

Das Urteil des Biographen des Kurfürsten Clemens August, des Prof. Dr. E. Renard, über die politische Unfähigkeit dieses Hildesheimer Fürstbischofs ist durchaus richtig: „Clemens August war ein vollkommen unpolitischer Kopf, und es mangelte ihm so gut wie jegliches politisches Verantwortungsgefühl. Zeitlebens haben seine Umgebung wie die auswärtigen Staaten politisch mit ihm ‚Blindekuh‘ gespielt. Er war zufrieden, wenn die auswärtige Politik ihm die reichen Mittel zur künstlerischen Luxusentfaltung, zu seinen guten Werken gab und Geld ins Land brachte. Er war ein Spielball in der Hand ehrgeiziger und selbstsüchtiger Diplomaten. Dem Kurfürsten kam es immer mehr darauf an, Geld für seine künstlerischen Unternehmungen und für seine starken Luxusbedürfnisse zu bekommen . . .“ Wenn Renard aber im Hinblick auf das religiös-kirchliche und sehr anfechtbare sittliche Leben des Kurfürsten Clemens August die harten Worte schreibt: „Bei der Behandlung der religiösen Interessen ist der Kurfürst wohl nie seiner gut geordneten Diözesan-Verwaltung in den Arm gefallen. Clemens August war weder ein Asket noch ein Wüstling“<sup>23</sup>, so ist das positive religiöse Wirken dieses Fürstbischofs zu wenig gewürdigt und nicht beachtet, daß zwischen einem Asketen und einem Wüstling viele Abstufungen liegen. Richtiger ist das Urteil, das Adolf Bertram, ein späterer Nachfolger von Clemens August auf dem Bischofsitz des hl. Bernward von Hildesheim, gibt. Er kannte auf Grund seiner gründlichen Studien die Schwächen dieses letzten Hildesheimer Bischofs aus dem Hause der Wittelsbacher sehr genau und war als echter Niedersachse wahrlich kein Freund von dem leichten Leben seines Vorgängers aus der Rokoko-Zeit. Trotzdem schließt er sein Urteil über

<sup>23</sup> E. Renard, a. a. O., 7 ff.



ihn mit den Worten: „Bei seinen Landeskindern fand Clemens August eine ungeheuchelte Liebe und Verehrung infolge der außerordentlichen Herablassung und gemütlichen Kordialität, mit dem er jedem Mütterchen auf dem Lande begegnen konnte, in Bauernhütten helfend erschien und auf Kirchmessen scherzte. Dem Glauben und den frommen Übungen blieb er ständig treu. Oft sah man das erbauliche Beispiel, daß er selbst zur Nachtzeit Kranken und Sterbenden die heiligen Sakramente brachte: liebenswürdige Züge in einem Fürstenleben, dem man den Vorwurf verschwenderischen Leichtsinns nicht ersparen kann<sup>24</sup>.“

Am Abend des 6. Februar 1761 starb Clemens August an einem schweren Herzleiden auf einer Reise nach München zu Ehrenbreitstein. Der Kurfürst von Trier spendete ihm die Sterbesakramente. Er starb ruhig und gottergeben im 61. Lebensjahr. Über Bonn wurde die Leiche in den Kölner Dom übergeführt.

Mit Clemens August schloß die Reihe der fünf Wittelsbacher Prinzen, die, außer anderen Diözesen, auch unserem Hildesheimer Bistum vorstanden. Mag die Periode der Hildesheimer Bischöfe aus dem bayrischen Herzogshaus auch nicht zu den glänzenden in der Geschichte unserer Diözese gehören, so darf nicht übersehen werden, daß sie mehrfach in den schwersten nachreformatorischen Zeiten unser Bistum vor dem Schicksal bewahrt haben, das die alten niedersächsischen Diözesen Minden, Verden, Bremen-Hamburg und Halberstadt erlitten, die, einst auch von den Karolingern gegründet, im Verlauf der Reformation vollständig zugrunde gingen. Der Rat, den der edle Bischof Burchard v. Oberg seinem Domkapitel hinsichtlich der Bischofswahl gab, und den das Hildesheimer Domkapitel fast zwei Jahrhunderte lang befolgte, hat als Frucht die Rettung unserer Diözese durch die Wittelsbacher Herzöge gebracht. So wurde unser Bistum nicht nur in den Tagen seiner schönsten Blüte durch den hl. Bischof Godehard, sondern auch in den Tagen drohenden Untergangs mit dem Stamm der Bayern eng verbunden. Mit Recht schreibt B. Schneider S. J.: „Das Haus Wittelsbach war sich immer seiner Aufgabe für die Kirche bewußt. Tatsächlich ist nicht zuletzt ihm die Erhaltung des kirchlichen Besitzstandes am Rhein<sup>25</sup> zu verdanken<sup>26</sup>.“

<sup>24</sup> A. Bertram, a. a. O. III, 132.

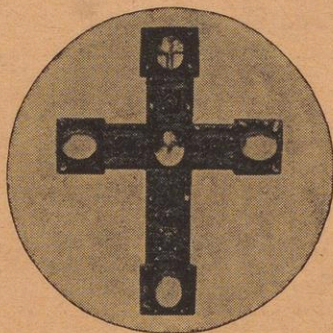
<sup>25</sup> Desgleichen auch in Niedersachsen.

<sup>26</sup> Burkhart Schneider in „Stimmen der Zeit“ (Septemberheft 1961) 467. Über den prächtigen Ausstellungskatalog, der 527 Seiten Text mit ausgezeichneten Bildern auf Kunstdruckpapier umfaßt, gilt das Urteil desselben Verfassers: „Hervorzuheben ist die Güte des Katalogs, der nach Ausstattung und Inhalt weit über dem Durchschnitt der heute so anspruchsvollen Ausstellungskataloge steht und seinen bleibenden Wert für die Bibliothek des Kunstgeschichtlers und des Historikers haben wird.“



# UNSERE DIÖZESE

in Vergangenheit und Gegenwart



Zeitschrift des Vereins  
für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

---

2. Heft

Hildesheim 1961

30. Jahrgang

56



C 1938

## Inhaltsverzeichnis

Robert Figge

Die Legende der heiligen Agnes nach Hrotsvitha von  
Gandersheim . . . . . 1

Carl Borchers

Bambergs ehemalige Kaiserpfalz Vorbild für die Goslarer  
Kaiserpfalz Heinrichs III. . . . . 13

Konrad Algermissen

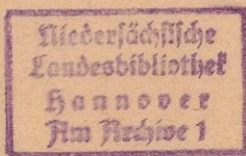
Bauherr und Baumeister des 1061 konsekrierten  
Hildesheimer Domes . . . . . 25

Otto Blecher

Johann Friedrich, Herzog von Braunschweig und Lüneburg  
(1625—1679) . . . . . 62

Eberhard Tacke

Ein Eisenhüttenprojekt des Fürstbischofs Jobst Edmund von  
Brabeck im Oberharz (1697) . . . . . 66





## Die Legende der heiligen Agnes nach Hrotsvitha von Gandersheim

Von Robert Figge, Celle

In den vergangenen Jahren hatte ich in dieser Zeitschrift die Legenden der Hrotsvitha vom Theophilus und Basilius, vom Gangolf, vom heiligen Dionysius, vom Pelagius, von der Gottesmutter und ferner die Dichtung über die Taten Kaiser Ottos des Großen behandelt. Von den Legendendichtungen der Gandersheimer Stiftsdame bleibt nun nur noch die Geschichte der heiligen Agnes übrig. Diese soll nun jetzt noch zur Darstellung kommen.

Die 459 leoninische, d. h. gereimte, Hexameter umfassende Agneslegende — *Passio sanctae Agnetis virginis et martyris* — ist das Hohe Lied der Jungfräulichkeit.

Trotzdem St. Agnes eine der meistverehrten Heiligen der lateinischen Kirche ist und auch im Osten verehrt wird, haben wir aber kaum irgendwelche sicheren Nachrichten von ihrem Dasein. Die einen nehmen an, sie sei der letzten großen Verfolgung unter Kaiser Diokletian zum Opfer gefallen, andere glauben ihr Leben und ihren Tod der Zeit des Kaisers Valerian (253—60) zuweisen zu müssen<sup>1</sup>.

Nächst der Gottesmutter galt Agnes vornehmlich als die Patronin der Jungfräulichkeit, der weiblichen Reinheit. Als solche ist sie zu allen Zeiten von Dichtern besungen und in der bildenden Kunst zur Darstellung gekommen. Im 19. Jh. hat sie bekanntlich noch der englische Kardinal Wiseman in seinem vielgelesenen Roman „Fabiola“ (1855) verherrlicht, und zuletzt hat sie dann noch die österreichische Dichterin Enrica v. Handel-Mazetti in der „Braut des Lammes“ besungen.

Als ältere Quellen für ihre Geschichte haben wir ein Epigramm des Papstes Damasus (366—84), einen Hymnus im Peristephanon (Siegeskranz) (XIV) des altchristlichen Dichters Prudentius (348 bis etwa 410), einige Notizen bei Ambrosius (De virginitate I. 2 und de

---

<sup>1</sup> Act. S. S. Januar II, S. 350 ff.



officiis I. 41) und ferner noch eine Vita und einen Hymnus, die ebenfalls dem Ambrosius zugeschrieben werden<sup>2</sup>. Im Mittelalter hatte schon vor Hrotsvitha der Engländer Aldhelm von Malmesbury, Bischof von Sherborne (um 700), das Leben der Heiligen behandelt<sup>3</sup>. Hrotsvitha wird sicher alle diese Quellenschriften gekannt haben. Ihre eigentliche Vorlage ist aber sicher die sog. Vita des Ambrosius gewesen, der sie ziemlich genau folgt. Gerade diese Heilige zu behandeln, lag ja für sie als Klosterfrau besonders nahe. Sie wollte mit der Dichtung ihren Mitschwestern ein leuchtendes Beispiel für den hohen Wert der Keuschheit hinstellen, wenn auch die Insassen von Gandersheim keine Nonnen (*monachae*), sondern nur Stiftsdamen waren, die auch evtl. das Stift verlassen und sogar heiraten konnten.

Die Einleitung der Dichtung lautet in der schönen Übersetzung von Edmund Dorer (Arau 1857):

Jungfrau, hast du den Glast der vergänglichen Erde verlassen,  
Hast du den üppigen Prunk schnellwelkender Lüste verachtet,  
Nennst dich mit Stolz die Geliebte des ewigen Königs,  
Weil du verlangst, im Glanze jungfräulicher, himmlischer Reinheit  
Einst in dem Sternenglanz des erhabenen, ewigen Freundes  
Unter der Seligen Chor mit schimmernder Krone zu leuchten,  
Hege du fest im reinen Gemüt die erhabene Liebe:  
Ehre fromm das fromme Gewand lobwürdiger Keuschheit!  
Hast dem Erlöser du dich mit dem heiligen Schleier verbunden,  
Weihe dem Göttlichen dich in zarten Gedanken der Minne;  
Ehre du stets vor jeglichem Freund den erwählten Geliebten,  
Welcher in schimmerndem Licht anmutiger Würde und Schönheit  
Alle besiegt, die dem Schoß einer sterblichen Mutter entstammten!

Die Dichterin ermahnt also hier ihre Mitschwestern, nicht wieder in die Welt zurückzukehren, sondern dem Stift und der Ehelosigkeit treu zu bleiben. Dann fährt sie fort:

Christus ehrten voreinst mit fester und inniger Liebe,  
Und mit siegendem Mut die begeisterten Mädchen der Vorzeit;  
Denn sie opferten sich in den bittersten Qualen des Todes,  
Um den geheiligten Schmuck jungfräulicher Reinheit zu wahren.

---

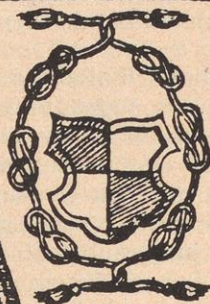
<sup>2</sup> Vita in Act. S. S. Januar II, S. 350, der Hymnus bei Migne P. L., Bd. 17, Sp. 10 u. 11.

<sup>3</sup> De virginitate carmen v. 1925 ff. und de virginitate prosa cap. 45 in MGH SS antiquissimi Bd. XV.



Ad p. i.

*Doctissima hæc Virgo  
Seculo X. floruit.*



FIROSWITHA, SANCTIMONIALIS.  
IN GANDERSHEIM.



Unter den Seligen strahlt Sankt Agnes hervor vor Allen.  
Fromme ermahnt ihr heiliger Ruhm, den Erlöser zu lieben,  
Welcher auf Erden allein jungfräulichem Schoße entsproßte.  
Als für den Göttlichen sie die tödliche Wunde empfangen,  
Gab sie dem Schöpfer im Sterben zurück die scheidende Seele.  
Froh entschlummerte sie in der Freude des siegenden Glaubens!

Nach dieser Einleitung (Vers 1—24) beginnt die eigentliche Erzählung. Agnes, die tugendreiche Jungfrau, welche das Gedicht Hrotsvithas, wie sie meint, nur unzureichend besingen kann, lebte in Rom und entstammte einer vornehmen Familie. Sie hatte die heilige Taufe empfangen und war so von dem Makel der Erbsünde befreit (*De delicti maculis mundata veterni*). Sie hatte sich ganz Christo geweiht, wollte immer jungfräulich bleiben, der Fleischeslust entsagen und ehelos ein hartes Leben führen, um dann als Siegerin über die Einflüsterungen des Satans schließlich den heiligen Bewohnern des Himmels beigegeben zu werden.

Nun war sie 13 Jahre alt geworden. Die Dichterin sagt, sie habe ein Alter von 2 Lustren und 3 Jahren erreicht. Damit war sie nach römischem Recht heiratsfähig. Da erweckte sie durch ihre Schönheit die heiße Liebe des Sohnes des Stadtpräfekten Simphronius. Dessen Wunsch war, sie zu wonnevoller Ehe heimzuführen. Er kam daher mit einer Schar von Freunden und wollte so Christi fromme Braut sich anvermählen. Der wahnbefangene Tor, der hoffte, was er nie erreichen sollte, brachte auch reiche Gaben aus seines Vaters Schätzen mit. Durch sie hoffte er das Herz der Jungfrau zu betören, auf daß sie sich in niedriger Liebe (*turpi amore*) mit ihm verbände, die also nach der Meinung der Dichterin auch dann schändlich sein soll, wenn sie zur Ehe führt. In der Marienlegende hat sie sogar einmal die Ehe als crimen — Verbrechen — bezeichnet. Agnes antwortet daher dem Freier:

Du Sohn der ewigen Verderbnis, du Verführer, du Verächter des allmächtigen Gottes. Glaube ja nicht, daß dir mein reines Herz sich in Liebe zuwenden könnte. Hier ist dir ein anderer und besserer Liebhaber zuvorgekommen. Er hat mich im Antlitz und am ganzen Leibe mit dem Zeichen des Glaubens geschmückt und mich so an sich gezogen, auf daß ich niemals einen andern Geliebten haben soll und mich nur von ihm umarmen lasse. Denn er ist mächtig, strahlt im höchsten Glanze und übertrifft alle himmlischen und irdischen Geister. Ihn hat der Vater, sich in Gottheit und Majestät gleich, vor aller Zeit (*retro tempora*) ohne ein Weib erzeugt. Durch ihn hat er dann erst die Zeit erschaffen. Dann hat seine Mutter, ohne einen Mann erkannt zu haben, ihn in der Zeit (*sub tempore*) geboren und so ihren Schöpfer an ihrer



Brust getragen. Seine Herrlichkeit preisen Sonne und Mond und loben mit ihren Strahlen ihren Schöpfer. Auf sein Geheiß kreisen die Gestirne auf ihrer Bahn. Ihn preisen ohne Unterlaß die Engelschöre. Groß ist seine Güte, gewaltig ist seine Macht, herrlich sein Ruhm, über alles Lob erhaben seine Gnade. Das ist mein Geliebter, den ich allen andern vorziehe. Er hat sich mir verlobt. Zum Zeichen seiner Liebe hat er mich mit einer Krone beschenkt. Meinen Hals hat er mit Edelsteinen geziert und meine Ohren mit goldenen Gehängen. Ein herrliches Brautgewand hat er mir gereicht. Von seinen Lippen fließt es wie Nektar, Milch und Honigseim. Damit speist und tränkt er mich. Er hat mir für alle Ewigkeit ein Brautgemach bereitet, schön geschmückt mit Gold und geschnittenen Steinen. In ihm läßt eine Orgel süße Weisen ertönen. Sie preisen meinen Bräutigam und heißen mich, ihm auf immer keusch zugehen zu bleiben. Ihn werde ich lieben, ohne meine mädchenhafte Scham zu verletzen. Auch wenn ich im Brautgemach in seinen Armen liege, bleibe ich doch eine reine Jungfrau. Ihm allein werde ich die Treue bewahren, ihm vertraue ich mich von ganzem Herzen an.

Die Sprache dieses Bekenntnisses ist sicher sehr schön. Aber sie ist doch nur in geringem Umfange eigenes Werk der Dichterin. Sie gibt im wesentlichen doch nur das wieder, was sie schon in der sog. Vita des Ambrosius vorgefunden hatte. Nicht ganz gefallen wird dem heutigen Menschen die Vergleichung der Gottesminne mit der irdischen, sinnlichen Liebe. Aber die Vita ist hier noch viel deutlicher. Das entsprach eben der Zeit. Hrotsvitha ist hier noch erheblich zurückhaltender<sup>4</sup>.

So also sprach die Heilige zu dem heidnischen Freier. Dieser verstand die Worte von dem himmlischen Bräutigam gar nicht und meinte, Agnes habe wirklich einen anderen Liebhaber, dem sie den Vorzug gäbe. Ihn überfiel daher der Kummer der verschmähten Liebe und warf ihn sogar auf das Krankenlager. Man holte Ärzte herbei, um den Unglücklichen von seinem vermeintlichen Leiden zu heilen. Aber die Ärzte erkannten sehr bald, wie die Dinge lagen, und sagten es dem Vater. Dieser war hellhöriger als der Sohn. Er hatte davon gehört, daß sich christliche Jungfrauen Bräute Christi nannten. Er schloß daraus, daß auch Agnes Christin sei, gegen die er als Stadtpräfekt, als oberster Richter, einzuschreiten hatte. Denn die Verächter der Götter galten auch als Verächter des Kaisers. Sie waren daher des *crimen laesae*

---

<sup>4</sup> Teile des Preisgesangs der Vita sind übrigens auch in das römische Brevier übergegangen und bilden noch heute einen Teil des Offiziums der heiligen Agnes (21. Januar). Man hat übrigens der Dichterin wegen dieser Stelle eine Vorliebe für das Obszöne zum Vorwurf gemacht, so der Schweizer Literaturhistoriker Joh. Scherr. Aber das ist wohl unrichtig.



majestatis schuldig. „Sprevisse templa, respuisse est principem“, sagt der christliche Dichter Prudentius im *Peristephanon Romanus* v. 425. Daher ließ der Präfekt Agnes vor seinen Richterstuhl schleppen. Hier forderte er sie bei schwerer Strafe zum Götteropfer auf. Denn seit Kaiser Decius (249—51) bestand für jeden Römer Opferzwang. Aber trotz aller Drohungen und auch aller Schmeicheleien blieb Agnes fest. Alle Versuche des Richters, die Jungfrau zum Abfall zu bringen, um sie dann freilassen zu können, waren vergeblich. Es entsprach tatsächlich dem damaligen Rechtsbrauch, den abfallenden Christen straflos zu lassen und ihm das begangene Verbrechen zu vergeben, indem man das spätere Opfer als ein Zeichen tätiger Reue ansah, die ja auch nach heutigem Recht u. U. straffbefreiende Wirkung hat. Schließlich wollte der Präfekt der Heiligen noch eine goldene Brücke bauen und schlug ihr vor, römische Vestalin zu werden. Dann könne sie nach ihrem Wunsche auch jungfräulich bleiben. Aber das lehnte Agnes natürlich ebenfalls ab. Da würde sie sich noch lieber dem Sohne des Präfekten verbinden. Denn dieser sei ein zwar in der Sünde verstrickter, aber doch mit Vernunft begabter Mensch. Die Götter aber, die sie als Vestalin ehren solle, seien dagegen von irgendeinem Handwerker aus Metall gefertigt. Sie könnten kein Glied bewegen und seien noch viel unvernünftiger als ein Tier. Sie seien zu gar nichts nütze. Ähnliche Antworten finden wir in andern Märtyrerlegenden auch. Immer wieder wird den Heiden vorgeworfen, daß sie in ihrer Torheit leblose, von Menschenhand geformte Bildwerke anbeteten. So läßt auch Prudentius in der schon erwähnten *Romanus*legende den Heiligen sprechen:

Sed pulchra res est forma in aere sculptibilis.  
 Quid imprecabor officinis Graeciae,  
 Quae condiderunt gentibus stultis deos?  
 Forceps Myronis, malleus Polycliti  
 Natura vestrum est atque origo caelitum. *Peristephanon*,

*Romanus* v. 266 ff.

Bildhauerei ist eine schöne Kunst. Aber soll man deshalb zu den Werkstätten der Griechen beten, zu der Feuerzange des Myro oder zu dem Hammer des Polyclet, die ja solche Götter geschaffen haben? Myron (um 450 v. Chr.) war ein berühmter attischer Erzgießer, Polyclet (um 430 v. Chr.) ein argivischer Bildhauer und Erzgießer. Der christliche Vorwurf gegen die Heiden, sie beteten leblose Statuen an, ist natürlich nur z. T. berechtigt gewesen. Auch dem gebildeten Heiden war das Bildwerk nur ein Sinnbild eines geistigen Wesens. Diesem galt die







Verehrung. Andererseits glaubte aber das gemeine Volk vielfach, daß in dem Bildwerk selbst schon eine höhere Macht und Wunderkraft verkörpert sei. Ein solcher Glaube ist ja dann später auch im christlichen Volke verbreitet gewesen, auch noch verbreitet, und führte dann namentlich in der Ostkirche zu dem teils mit roher Gewalt, teils aber auch mit großem philosophischem Scharfsinn durchgefochtenen Bilderstreit.

In unserer Dichtung also erachtet Agnes die Bilderverehrung der Heiden als gemeinen Fetischismus und lehnt daher die ihr gestellte Zumutung ab. Da war die Geduld des Präfekten erschöpft, und er gab den grausamen Befehl, die Heilige in ein öffentliches Bordell zu schaffen und sie dort der Schändung preiszugeben. Ob diesem Urteil ein wirkliches historisches Faktum zugrunde lag, können wir bei der Dürftigkeit der Quellen nicht sagen. Tatsächlich aber sind derartige scheußliche Maßnahmen in der römischen Strafjustiz, namentlich in Christenprozessen, vorgekommen. Ursprünglich hatte dieser schlimme Brauch wohl in sakralen Erwägungen seinen Grund. Das jungfräuliche Mädchen, das auch dem Römer als heilig galt, durfte auf Grund eines Todesurteils nicht ohne weiteres dem Henker zur Hinrichtung überliefert werden. Daher ließ man es vorher durch den Henker oder einen Gladiator erst schänden. Später bei den christlichen Mädchen sollte die Schändung wohl eine rohe Verschärfung der Strafe sein. Man wollte der Märtyrerin die Hoffnung nehmen, im Jenseits entsprechend ihrem Glauben dem Chor der reinen Jungfrauen beigesellt zu werden. Also gewissermaßen eine über den Tod hinauswirkende Strafe, etwa wie die später namentlich in Frankreich und England übliche Verweigerung der Sakramente an den Delinquenten, damit er auch nach dem Tode noch in der Hölle keine Ruhe fände<sup>5</sup>.

Aber auch diese furchtbare Drohung konnte die Heilige nicht schrecken. Tapfer antwortete sie dem rohen Tyrannen, daß nur der, der Gott nicht kenne, eine solche Drohung ausstoßen könne. Sie aber glaube an den Herrn Jesus Christus. Der werde sie schon zu schützen wissen und verhüten, daß sie von solchem Schmutz besudelt werde. Die Vita bringt die Antwort ausführlicher: Wenn du wüßtest, wer mein Gott ist, so würdest du nicht so sprechen. Ich kenne die Macht meines Herrn Jesus Christus. Zuversichtlich verachte ich deine Drohungen. Ich bin fest

---

<sup>5</sup> Über die Schändung von Jungfrauen im römischen Strafprozeß s. insbes. Augar: Die Frau im röm. Christenprozeß, in Texten und Untersuchungen zur Gesch. der altchristl. Lit., herausgegeben von v. Gebhardt u. v. Harnack N. F. Bd. 13 (ganze Reihe Bd. 28. 1905). Vergl. auch Livius 32, 2. 11, Tacitus Annal VI. 4 und Sueton Tib. 61.



überzeugt, daß ich auch dann, wenn ich deinen Götzen nicht opfere, trotzdem von dem Schutz nicht besudelt werde. Der Engel des Herrn wird meinen Leib behüten. *Mecum habeo custodem corporis Angelum Domini*. Denn der eingeborene Sohn Gottes, den du nicht kennen willst, ist für mich eine unüberwindliche Schutzwehr, ein Helfer, der niemals schläft, und ein Schützer, der niemals versagt. Deine Götter sind entweder aus Erz, aus dem man besser für die Menschen einen Kochkessel herstellen würde, oder aus Steinen, die man besser zum Pflastern der Straße verwendet. Die Gottheit wohnt aber nicht in nichtigen Steinen, sondern im Himmel, nicht im Erz oder andern Metallen, sondern im Reiche da droben. So sprach Agnes in der Vita. Auch dieses Bekenntnis unerschütterlichen Gottvertrauens ist z. T. in das *Officium* der Heiligen eingegangen.

Aber auch diese mutigen Worte der Jungfrau rührten den Präfekten nicht. Er ließ sie vielmehr von den Schergen vor allem Volke entkleiden und so in das Bordell schaffen. Aber nun fehlte tatsächlich der Schutz Gottes nicht. Es geschah ein Wunder. Ganz plötzlich bedeckten lange Haare den ganzen Leib des Mädchens und schützten so vor allen Angriffen gegen ihre Scham.

Als sie dann zu dem schlechten Hause kam, war dort auch schon ein Engel Gottes zur Stelle. Der traurige Ort erstrahlte in hellem Glanze. Als dann die lüsternen Jünglinge kamen, um die angebliche neue Dirne in Augenschein zu nehmen, wurden sie durch die Erscheinung des Engels und das ihn umgebende Licht in Schrecken versetzt. Sie stürzten zu Boden und priesen Gott. Das Lupanar wurde so zu einem Bethaus. Nur ein einziger wagte es gleichwohl, sich der Heiligen unzünftig zu nahen, der Sohn des Präfekten, der vorher Agnes als Gattin haben wollte. Aber schon traf ihn die Strafe. Von der Hand des Herrn geschlagen, fiel er wie tot zu Boden. Wie der Vater, der Präfekt, das erfuhr, war er außer sich. Er beklagte sein Geschick und bezichtigte nun Agnes auch noch des Verbrechens der Magie. Aber die Heilige verwies solche Rede. Nicht Zauberkunst, sondern die eigene Sünde habe den Sohn zu Fall gebracht. Gleichzeitig aber betete sie in vorbildlicher Feindesliebe zu Gott, er möge seine Allmacht offenbar werden lassen und den Jüngling wieder zum Leben erwecken. Gott erhörte auch diese Bitte. Der Sohn erwachte wieder zum Leben und bekannte nun samt seinem Vater den Glauben an Christus. Aber die andern Heiden waren damit nicht zufrieden und verlangten trotzdem den blutigen Tod der Heiligen. Sie sahen in dem Vorgang kein Gotteswunder, sondern nur sträfliche Zauberkünste des Mädchens. Da wurde dem Präfekten angst. Er wollte jetzt den Tod der Agnes nicht mehr und verließ daher nun seinen Richterstuhl. Sein Nachfolger aber war wie ein wilder Wolf. Er ver-



urteilte Agnes zum Feuertod. Denn das war die übliche Strafe für die Magie<sup>6</sup>.

Darauf wurde Agnes zum Scheiterhaufen geschleppt. Dort betete sie laut: „Allmächtiger Vater, du Schöpfer der Welt; du herrschtest schon vor aller Zeit (*retro tempore*) zusammen mit deinem geliebten Sohn und dem Heiligen Geiste, der den beiden ersten Personen gleich ewig ist (*amborum coeterno*). Ich lobe dich, dich benedeie ich. Dir sage ich ewig Dank, daß ich durch die Gnade deines Sohnes (*fulsa tui munimine nati*) niemals der Verführung der alten Schlange (*serpentis fraude vetusti*) erlegen bin, sondern mich reinen Herzens und reinen Leibes von allem Schmutz der Unzucht ferngehalten und auch die Marter des gottschänderischen Tyrannen überwunden habe. Froh über deine Gnade möchte ich nun eilen, zu dir zu kommen und aufgelöst zu werden, auf daß ich dich schauen darf (*contemplari*), dich, den ich allein geliebt habe. Führe du die Seele, die um deinetwillen den Körper verlassen hat, in dein Reich, in dem du in dreifacher Person (*sub nomine trino*) als einfacher König der zeitlichen dreifachen Welt (*rex unus machinae rerum per saecula trinae*) alles mit deiner Gottheit regierst.“ Auch dieses Gebet ist in Anlehnung an die *Vita* geschrieben, doch mit gewissen Abwandlungen. Namentlich die in den Werken der Hrotsvitha immer wiederkehrenden trinitarischen Formen und Wendungen sind ihr Werk.

So betete die Jungfrau. Da erstarben die schon lodernden Flammen des Scheiterhaufens. Es blieb kein Funken übrig. In der *Vita* dagegen teilten sich die Flammen und erfaßten die Henker, eine Version, die auch in andern Legenden vorkommt und die Hrotsvitha zwar nicht hier, aber in der letzten ihrer Komödien verwandt hat, der *Sapientia*, in der drei christliche Jungfrauen auch verbrannt werden sollen.

Aber auch das neue Wunder bekehrt die Heiden nicht. Der Richter wollte nicht dulden, daß die Märtyrerin Sieger blieb. Daher ließ er ihr mit dem Schwerte die Gurgel durchbohren. Das Schwert ist bei der Dichterin, wie auch sonst in den Legenden, meist das einzige Marterinstrument, das die Heiligen töten kann. Da gab denn auch Agnes ihren Geist auf. Nun kamen Engel vom Himmel und trugen ihre Seele über das Feuer des Aethers (*celeris super aetheris ignes*) in das Sternen-

---

<sup>6</sup> *Ipsi autem magi viri exurantur* heißt es bei dem Juristen Julius Paulus (3. Jh. n. Chr.) *Sentent.* 5. 23, 17. Die Antike bestrafte die Zauberei, soweit sie Schaden stiften sollte, wegen ihrer angeblichen Gefährlichkeit. Das spätere christliche Abendland bestrafte die Zauberei, auch wenn kein Schaden verursacht worden war, schon dann mit dem Feuertode, wenn der Beschuldigte auch nur einen Pakt mit dem Satan abgeschlossen hatte, was man damals für möglich hielt. Wegen des Teufelspaktes vergl. meinen Aufsatz zur Theophilus- und Basiliuslegende in Heft 1/2 dieser Zeitschrift 1955.



reich ihres himmlischen Bräutigams. Im Aether hatte nach alter Vorstellung das Urelement des Feuers seinen Sitz. Bei Prudentius, der in seiner Dichtung auch noch die Himmelfahrt der Heiligen schildert, blickt Agnes bei ihrem Aufstieg in den Himmel nochmals auf die Erde zurück und sieht dabei alles dortige Leid, den Jammer und die Bosheit der Menschen. Sie ist nun darüber erhaben. Dieses schöne Motiv hat sich unsere Dichterin leider entgehen lassen.

So wurde die Heilige in den Himmel aufgenommen und mit der Krone der bewahrten Jungfräulichkeit und der Palme als Siegerin über die Marter belohnt. Unter den Jungfrauen leuchtete sie nun wie eine Lilie unter den Rosen. Agnes wurde dann von den Eltern begraben. Aus der Vita wissen wir, daß dies vor Rom an der Nomentanischen Straße geschah, wo sich heute noch das Heiligtum der Märtyrerin erhebt<sup>7</sup>.

Die Eltern waren trostlos und wichen weder tags noch nachts von dem Grabe. Da erschien ihnen eines Nachts die Heilige mit einem Lamm an der Seite, umgeben von einer Schar von Jungfrauen, und verkündete den Eltern, sie sei nun am Ziel im lichtdurchfluteten Schlosse des himmlischen Königs.

Sum quia luciflua regis caelestis in aula.

Das Lamm ist bis heute das Symbol der Heiligen geblieben. Zur Erinnerung an sie werden noch heute an ihrem Tage (21. Januar) in Rom vom Papst Lämmer geweiht, aus deren Wolle die Pallien der Erzbischöfe gefertigt werden.

Als die Eltern diese Erscheinung gehabt hatten, waren sie getröstet. Damit schließt die Dichtung. Die Vita berichtet dann noch weiter von dem Martertode der St. Emerentia, der Milchschwester der Agnes. Die Heiden hatten sie an deren Grabe ermordet. Die Vita berichtet dann weiter noch, daß an dem Grabe der Heiligen später die römische Kaisertochter Constantia vom Aussatz geheilt worden sei. Diese Legende hat Hrotsvitha später in ihrer ersten Komödie, dem Gallikanus, verwendet.

Die Agneslegende ist das Hohe Lied der Jungfräulichkeit, des Gottvertrauens und des Glaubensmutes. Sie ist eine wunderschöne Dichtung. Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß Hrots-

---

<sup>7</sup> Sant'Agnese fuori le Mura aus dem 4. Jh. Dort wurde die Heilige in einem antiken Sarkophag beigesetzt. Mosaiken deuten ihr Martyrium durch Feuer und Schwert an. Über die Geschichte der Kirche s. Gregorovius: Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter, Buch III, cap. 4. In Rom gibt es aber noch eine zweite der Heiligen geweihte Kirche an der Piazza Novona, ein Barockbau aus dem 17. Jh. Dort ein Relief, das darstellt, wie die Heilige durch das ihr gewachsene lange Haar gegen Angriffe auf ihre Scham geschützt wird.



vitha sich hier in sehr weitem Umfange an kirchliche Dichtungen der christlichen Vorzeit anlehnen konnte und auch angelehnt hat. Gustav Freytag hat von der Sprache der Dichterin gesagt: Jam vero sermo in sacris rebus, quas ipsa ardore coluit, alacer, gravis vicens, aliis locis languidus et lentus (De Hrosuitha poetria. S. 9. Breslau 1839). Sicher war die Sprache der Dichterin, wenn sie von heiligen Dingen sprach, von hohem Schwunge. Aber das war eigentlich nicht ihr Verdienst. Sie wiederholte dabei nur das, was vorher schon die alte Kirche gesagt hatte.

St. Agnes hat ja in der Kirche, wie schon gesagt, immer eine ganz besondere Verehrung gefunden, namentlich in Italien. Das römische Meßbuch ruft ihre Fürbitte täglich im Kanon an, und auch in die Allerheiligenlitanei ist ihr Name aufgenommen.



## Bambergs ehemalige Kaiserpfalz

### Vorbild für die Goslarer Kaiserpfalz Heinrichs III.

Von Carl Borchers, Goslar

Im Jahre 1927 veröffentlichte Uvo Hölscher sein monumentales Werk über die Kaiserpfalz Goslar<sup>1</sup>, und 1934 gab Oskar Schürer ein ähnlich umfangreiches Werk über die Kaiserpfalz Eger heraus<sup>2</sup>, beide Werke wurden im Auftrage des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft herausgegeben, sie lenkten nun im zunehmenden Maße die Blicke der historisch interessierten Kreise auf die **deutschen Kaiserpfalzen**, deren Erforschung bislang sehr vernachlässigt war. Hölscher und Schürer bauten ihre Darstellungen auf die Untersuchung großer mittelalterlicher Baureste in Goslar und Eger auf, Ausgrabungen erweiterten das gewonnene Bild, so daß von beiden Pfalzen eine Rekonstruktion der Pfalzanlage möglich war. Leider bieten nur wenige deutschen Pfalzen größere architektonische Reste; von den meisten deutschen Pfalzen sind über dem Erdboden kaum noch oder überhaupt keine Mauerreste mehr vorhanden. Man denke z. B. an die Pfalz Werla am Steilufer der Oker im Landkreis Goslar<sup>3</sup>. Unsere Kenntnis dieser verschwundenen Pfalzen kann nur durch Ausgrabungen gefördert werden.

Unter Leitung von Heinrich Mayer wurden im Jahre 1935/36 umfangreiche Grabungen auf dem **Domberg zu Bamberg** durchgeführt<sup>4</sup>, auf dem einst die Feste Babenberg (Castrum Babenberg), der Stammsitz des Babenberger Geschlechtes, lag. Schon frühzeitig schloß sich an diese Burg eine Ansiedlung an<sup>5</sup>. Im Jahre 902 wird die Feste erstmalig erwähnt, im Jahre 973 schenkte **Kaiser Otto II.** die königliche Burg

---

<sup>1</sup> Berlin 1927.

<sup>2</sup> Berlin 1934.

<sup>3</sup> Zeitschrift „Die Kunde“, Werlaheft, Hannover 1938. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, Werlaheft. Wernigerode 1935.

<sup>4</sup> Neue Forschungen auf dem Domberg in Bamberg. Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1936. S. 190-„0“. — Bamberger Residenzen. München 1951.

<sup>5</sup> Noack, Werner: Der Dom zu Bamberg. II. Aufl. Burg bei Magdeburg 1930. Mayer, Heinrich: Der Dom zu Bamberg. II. Aufl. München 1938.



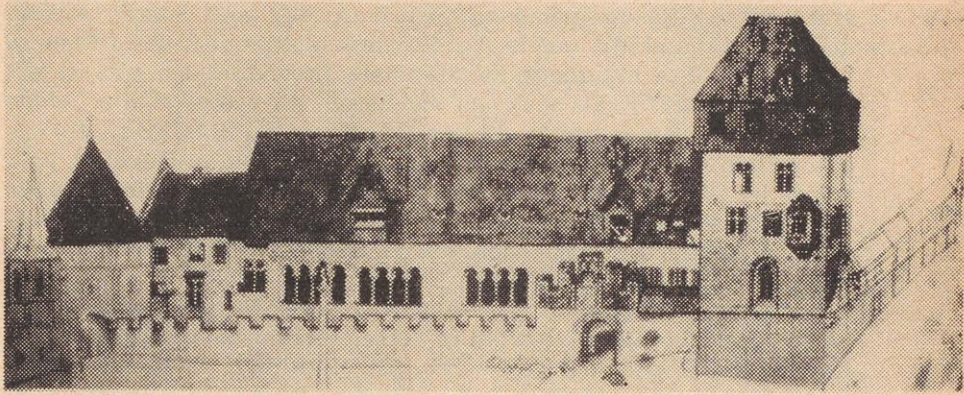
dem **Bayernherzog Heinrich dem Zänker**, wohl in der Absicht, ihn sich dadurch zum Freunde zu machen. Trotzdem wurde Heinrich einer der erbittertsten Feinde des Königs, erst unter **Kaiser Otto III.** gelangen 985 eine Aussöhnung und der Friede mit dem streitbaren Herzog.

Des Herzogs Sohn **Heinrich**, der ihm bei seinem Tode 995 als Herzog von Bayern nachfolgte, zeigte von Anbeginn seiner Regierung eine besondere Vorliebe für die Feste **Babenberg**, und nach 998 schenkte er sie als Morgengabe seiner Gemahlin Kunigunde, die sehr bald dafür sorgte, daß mit der Burg ein Kollegiatstift Sankt Georg verbunden wurde. Nach seiner Krönung zum deutschen König 1002 begann Heinrich II. den Bau eines Domes, der am 6. Mai 1012, dem 40. Geburtstag des Königs, eingeweiht wurde. **Das war der erste Bamberger Dom**, der in den Jahren 1081 und 1185 von verheerenden Bränden heimgesucht wurde. Nach dem zweiten Brand schritt man zur Herstellung eines völligen Domneubaues, der 1237 seine feierliche Weihe erhielt. **König Heinrich II.** gründete im Jahre 1007 mit Einwilligung der Kirche das **Bistum Bamberg**, es sollte ein kirchliches Bollwerk an der Ostgrenze seines Reiches werden. Der König stattete das neue Bistum reich mit vielen Schenkungen aus. Dank dieser Fürsorge Heinrichs II. wurde Bamberg in kurzer Zeit eine wichtige Kulturstätte, die sich mit den älteren kulturellen Mittelpunkten des Reiches wohl messen konnte.

In organischem Zusammenhang mit dem Bau des Bamberger Domes muß der Ausbau der alten Feste zur Kaiserpfalz und der Aufbau des Bischofssitzes gestanden haben. Die Urkunden geben darüber nur wenige Nachrichten, so daß wir von der Bautätigkeit Heinrichs II. in Bamberg keine Vorstellung gewinnen konnten. Die Ausgrabungen in den Jahren 1935/36 legten Teile des Palas der Heinrichszeit und die um 1020 erbaute und 1130 als capella rotunda erstmals erwähnte Pfalzkapelle St. Andreas frei. Der Kaiserpalas war im 16. und im 18. Jahrhundert dem Abbruch verfallen, doch blieb noch größtenteils das unscheinbare Untergeschoß seines Kernbaues erhalten. Vor einem Teil der ehemaligen Palasfront steht heute der Renaissancebau der „**Alten Residenz**“, dahinter liegt die „**Alte Hofhaltung**“, der von malerischen Fachwerkbauten umgebene Hof, der ehemalige Wirtschaftshof der einstigen Pfalz. An die Südseite des Palas schloß sich die achtseitige kaiserliche **Pfalkapelle St. Andreas** an, die 1777 niedergelegt wurde. Damals fand sich in dem Altar des oberen Kapellenraumes ein Siegel des Bischofs **Hartwig**, dem Reliquien beigegeben waren. Dieser Bischof amtierte von 1047 bis 1053.

Die **Andreaskapelle** war ein zweigeschossiger Achteckbau, vermutlich nach Art der romanischen Doppelkapellen mit einer mittleren, inneren Öffnung. Als Verbindung zum Palas ist ein zweigeschossiger





*Bamberg. Ostfront des Kaiserpalas. Links die Andreaskapelle, rechts die „Hohe Warte“ in der die Katharinenkapelle und hinter der die Thomaskapelle lag. Aquarell vermutlich vor 1487 im Kupferstichkabinett Berlin.*

Gang anzunehmen, über dessen Bauzeit die Ansichten auseinandergehen. Die Bodenhöhe des Obergeschosses der Kapelle entsprach der des Palassaales. H. Mayer weist darauf hin, daß eine zentral angelegte Andreaskapelle, ursprünglich eine Rotunde des 5. Jahrhunderts als kaiserliches Mausoleum erbaut, dann von Papst Symmachus als Kirche dem heiligen Andreas geweiht, neben Alt-Sankt-Peter in Rom stand. „Vielleicht gehörte die Bamberger Andreaskapelle zu jenen Analogien zu römischen Verhältnissen, von denen der westliche Peterschor nebst dem West-Querschiff des Domes die augenfälligste ist“<sup>6</sup>. H. Brütting meint, daß bei der Wahl des Patronats der Andreaskapelle die seit dem frühen Mittelalter bezeugte altbayrische Vorliebe für diesen Heiligen eine Rolle gespielt habe<sup>7</sup>.

Im Norden des Palas, mit ihm in gleicher Front, befand sich die bischöfliche **Thomaskapelle**, die, wie H. Mayer annimmt, im Jahre 1020 von Papst Benedikt VIII. geweiht wurde, denn es befindet sich in dieser Kapelle eine Dedikationsinschrift, die auf eine Weihe in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts hinweist<sup>8</sup>. Brütting nimmt an, daß diese im Laufe der Zeiten mehrmals umgebaute Thomaskapelle noch zur alten Babenberger Burg zu rechnen sei, H. Mayer dagegen setzt die Kapelle

<sup>6</sup> Mayer, Bamberger Residenzen, S. 18.

<sup>7</sup> Brütting, Hans: Zur Baugeschichte der Kapellen in der Alten Hofhaltung zu Bamberg. 95. Bericht des Historischen Vereins Bamberg, Bamberg 1957, S. 299.

<sup>8</sup> Rauch: Die Dedikationsinschrift, anschließend an den Aufsatz von Mayer. Siehe 4.



erst nach der Bistumsgründung, also nach 1007, an<sup>9</sup>. Später, Anfang des 13. Jahrhunderts, wurde die Thomaskapelle durch dicke Mauern ummantelt, ihre ursprüngliche Mauerstärke wurde von 0,73 m auf 2,06 m verstärkt<sup>10</sup>, als man um sie herum die „Hohe Warte“, einen Festungsturm des nunmehr stärker befestigten Bischofssitzes, also der alten Pfalz, aufbaute. Nachdem die Thomaskapelle aufgegeben war, wurde im Obergeschoß der Hohen Warte die neue **Katharinenkapelle** untergebracht. Aus der Kaiserpfalz war nun die Bischofspfalz geworden, in die der deutsche König aber noch oft einkehrte und hier deutsche Reichstage stattfinden ließ.

Der **alte Heinrichspalas** wurde in staufischer Zeit nach dem Brand von 1185 stark umgebaut, wohl in derselben Zeit bis um 1230, da der Neubau des Domes beendet wurde. Ein glücklicher Umstand hat uns ein Aquarell des staufischen Palas erhalten, das 1485 ein unbekannter Maler anfertigte; es befindet sich heute im Berliner Kupferstichkabinett<sup>11</sup>. Auf diesem Bilde sehen wir den zweigeschossigen Palas mit vierteiligen Fensterarkaden, deren Bögen von Knospenkapitellen getragen werden. Links vom Palas erblicken wir die achtseitige Pfalzkapelle St. Andreas und rechts die Hohe Warte.

Wer den nach den Grabungen gefertigten Grundriß der Bamberger Kaiserpfalz Heinrichs II. betrachtet und mit dem erwähnten Aquarell von 1485 vergleicht, wird überrascht feststellen, **daß die Bamberger Kaiserpfalz in der Anlage manche Ähnlichkeit mit der Goslarer Kaiserpfalz aufweist**. Die Hauptbauten beider Pfalzen sind repräsentativ in eine Flucht gestellt: In der Mitte der Palas mit der unverglasten Fensterseite nach Osten, zur Linken, also nach Süden, entspricht die zentral angelegte Pfalzkapelle St. Andreas der Pfalzkapelle St. Ulrich in Goslar, und im Norden des Palas haben beide Pfalzen eine weitere Kapelle. Der longitudinal angelegten Kapelle St. Thomas in Bamberg entspricht die Kapelle Unserer Lieben Frauen in Goslar. In beiden Pfalzen gibt sich die Hofkapelle als Zentralbau auch bereits nach außen als königliche Kapelle zu erkennen. Es ist beachtenswert, daß die Andreaskapelle ursprünglich ein frei stehender Bau war<sup>12</sup> und erst später einen baulichen Anschluß an den Palas fand. Wenn, wie ich nach geschichtlichen, kunstgeschichtlichen und technischen Überlegungen glaube, die Goslarer Ulrichskapelle bereits unter Heinrich III. in der Mitte des 11. Jahrhunderts entstanden ist, wird sie zunächst auch

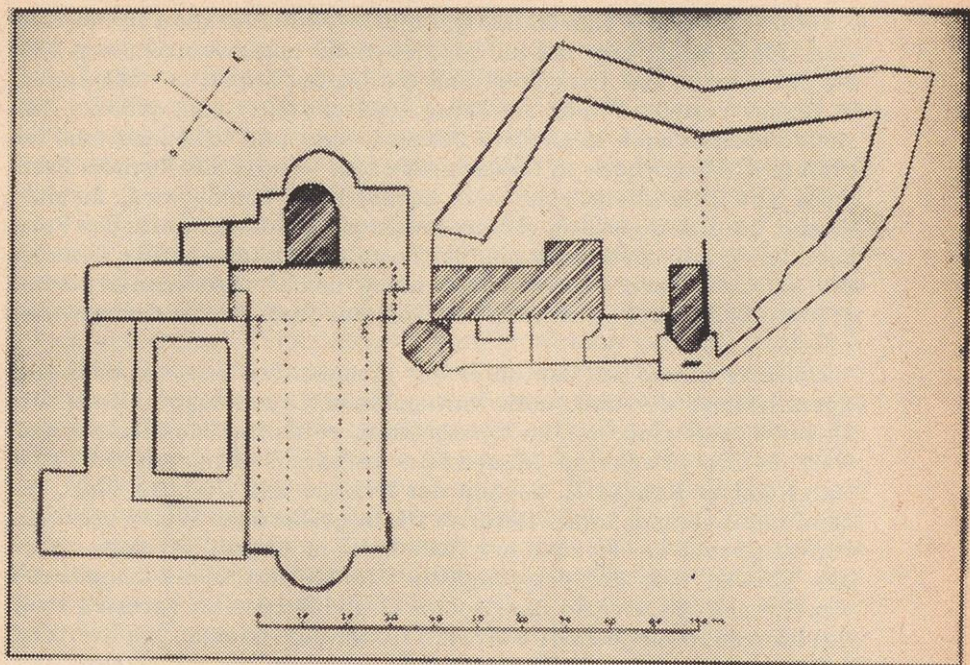
<sup>9</sup> Brütting, s. o. S. 301. Mayer, Bamberger Residenzen, S. 18 und 19.

<sup>10</sup> Brütting, s. o. S. 307.

<sup>11</sup> Müller, Max: Bamberger Ansichten aus dem 15. Jahrhundert. Jahrbuch der Preuß. Kunstsammlungen 1937 (VIII), S. 241 ff.

<sup>12</sup> Brütting, s. o. S. 299.





*Bamberg. Plan der Bauanlagen auf dem Domberg. Die umrissenen Bauten beziehen sich auf den heutigen Zustand. Links der Dom (das Westchor oben) mit den Stiftsgebäuden. Oberhalb, also westlich des Kreuzganges, die Nagelkapelle und die Antoniuskapelle. Rechts die Alte Hofhaltung. Die Bauten des 11. Jahrhunderts sind schraffiert: die Mauritiuskrypta mit der alten Querschiffmauer, die Andreaskapelle, der Palas, die Thomaskapelle. Die gestrichelten Umrisse des alten Domes sind Rekonstruktionen.*

keinen baulichen Anschluß an den Palas gehabt haben, denn dieser Zwischenbau wird mit dem sog. jüngeren Wohnpalast von Hölscher erst in den Anfang des 12. Jahrhunderts datiert<sup>13</sup>. Ungeklärt bleibt dann in Bamberg wie in Goslar die Frage, wie man in die obere, die dem Kaiser vorbehaltene Kapelle, gelangte, vielleicht hatte man Zugang über eine Freitreppe<sup>14</sup>.

Nach den Bauformen und nach der Mauertechnik haben die Bamberger Grabungen ergeben, daß Andreaskapelle, Palas und die alte Thomaskapelle mit den Resten des ersten Bamberger Domes übereinstimmen, also der Bautätigkeit Kaiser Heinrichs II. einzureihen sind.

<sup>13</sup> Hölscher, S. 119-124.

<sup>14</sup> Mayer, Bamberger Residenzen, S. 16-18.



Heinrich II., 1014 zum Kaiser gekrönt, weilte auch gern in der Goslarer Pfalz, er ist hier urkundlich siebenmal nachzuweisen, von 1005 bis 1024, wo er das Pfingstfest und die letzten Monate seines Lebens in Goslar verlebte<sup>15</sup>. Für die Jahre 1009 und 1017 sind größere Fürstenversammlungen in Goslars Pfalz bezeugt, und 1019 fand eine **berühmte Kirchensynode in Goslar** unter dem Vorsitz des **Bischofs Bernward von Hildesheim** statt, wie ausdrücklich betont wird, in einer Kirche, die sich gleichsam als ein Anhängsel an die Südseite des Palas anschloß<sup>16</sup>. Für die Reichstage, die Feste des Hofes und die Synoden der Kirche müssen demnach am Anfang des 11. Jahrhunderts schon größere Baulichkeiten auch in der Goslarer Pfalz vorhanden gewesen sein.

Hölscher nimmt an, daß unter der jetzigen Terrasse vor dem heutigen Saalbau die dort noch vorhandenen Grundmauern Reste des ältesten Palas sind, der im Obergeschoß vermutlich aus Holz erbaut war, da die erwähnten Mauerreste verhältnismäßig schwach sind. Unter **Kaiser Konrad II.** begann der Neubau der Goslarer Pfalz, der dann unter seinem Sohne **Heinrich III.** in großartiger Weise vollendet wurde. „Bevor der Neubau der Pfalz hatte in Angriff genommen werden können, war der ursprüngliche Saalbau mit seiner angebauten Kapelle abgetragen und über seiner Grundfläche eine Terrasse ziemlich horizontal eingeebnet worden.“ Hinter dem Saalbau lag der Wirtschaftshof der Pfalz, also ähnlich wie in Bamberg.

Schon bald nach der Gründung des Bistums Bamberg nahm dank der kaiserlichen Fürsorge dieser Bischofssitz mit seiner hervorragenden Domschule einen besonderen Rang ein. Es ist gewiß kein Zufall, wie Eva Rothe in ihrer Untersuchung „Goslar als Residenz der Salier“ betont, daß Goslar in enger Verbindung mit dem Bamberger Kulturkreis stand, und daß eine verhältnismäßig große Zahl der Stiftsmitglieder des von Heinrich III. gegründeten Domstiftes aus Bamberg stammte<sup>17</sup>. Die Bischöfe von Bamberg waren häufig im Gefolge der Kaiser anzutreffen. So begleitete bereits 1019 Bischof Eberhard von Bamberg den Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde nach Goslar. Lag es da nicht nahe, daß die Bamberger Bischöfe und Kleriker für den Bau der Goslarer Pfalz manche Anregungen gaben und wohl Heinrich III., der große Bauherr der Goslarer Pfalz, selbst an die Bamberger Pfalz als Vorbild dachte?

Wie haben wir uns nun die Goslarer Pfalz Heinrichs III. um 1050

---

<sup>15</sup> Bode, Georg: Urkundenbuch der Stadt Goslar, Bd. I. Halle 1893, S. 5/6.

<sup>16</sup> desgl. Urk. Nr. 14 mit Anmerkungen S. 117/18.

<sup>17</sup> Rothe, Eva: Goslar als Residenz der Salier. Dresden 1940, S. 58.



vorzustellen? Hölscher gab in zwei Abbildungen eine Rekonstruktion und einen Grundriß der Pfalz um 1050<sup>18</sup>. Hier werden angeführt Saalbau, Liebfrauenkapelle und älterer Wohnpalast, es fehlt an der Südseite des Palas die Ulrichskapelle, denn Hölscher nimmt an, daß die **Hofkapelle St. Ulrich** erst im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts erbaut ist; er läßt für die Pfalz Heinrichs III. nur die 1034 bis 1038 durch Bischof Godehard von Hildesheim erbaute, doppelgeschossige Pfalzkapelle Unserer Lieben Frauen gelten, die nördlich vor dem Palas mit quadratischer Grundform, drei Apsiden nach Osten und einem westlichen Turmhouse erbaut wurde, im Jahre 1672 einstürzte und dann abgetragen wurde. Bei seinen Grabungen, die 1914 durch den Ausbruch des ersten Weltkrieges eingestellt werden mußten, legte Hölscher die Grundmauern von St. Ulrich in großem Teile von außen frei und stellte fest, daß der Bau auf gewachsenem Boden stehe, der jetzige Bau also der erste an dieser Stelle gewesen ist. Die Hofkapelle St. Ulrich ist demnach ohne Benutzung älterer Bauteile in einem Guß errichtet. Hölscher datiert die Erbauungszeit der Ulrichskapelle rein nach stilistischen Merkmalen in das erste Viertel des 12. Jahrhunderts, vor allem nach stilistischen Übereinstimmungen mit dem achtseitigen Westbau der 1128 geweihten Kirche des Chorherrenstiftes auf dem Georgenberg. Doch es ist nicht sicher, daß wirklich 1128 der „Zentralbau“ von St. Georg geweiht wurde. Georg Dehio setzt den Bau von St. Ulrich in das 11. Jahrhundert<sup>19</sup>, desgleichen Weigert in seiner Geschichte der deutschen Kunst<sup>20</sup>, eine Datierung mit Ende des 11. Jahrhunderts geben Hempel in seiner Geschichte der deutschen Baukunst<sup>21</sup>, Pinder in „Kunst der deutschen Kaiserzeit“<sup>22</sup> und Schürer in seinem Buch „Romanische Doppelkapellen“<sup>23</sup>.

Hölscher stützt seine Annahme, daß die Pfalzkapelle St. Ulrich erst um 1125 oder später erbaut sei, auf die Tatsache, daß das reiche und komplizierte Sockelgesims von St. Ulrich genau dem Sockelgesims der achtseitigen Zentralkirche des Stiftes St. Georg vor Goslar gleicht, die 1128 geweiht ist, wenn man den Satz der Annales Stederburgenses „Dedicatum est monasterium Sancti Georgii“ auf das Oktogon St. Georg bezieht. Nun wissen wir aber aus der Überlieferung des Georgenbergstiftes, daß es in seinen Anfängen auf Kaiser Konrad II. zurückgeht, daß Heinrich III. kein besonderes Interesse für das Stift

<sup>18</sup> Abb. 28, S. 107, und Abb. 30, S. 113.

<sup>19</sup> Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler V. Berlin 1928, S. 150.

<sup>20</sup> Geschichte der deutschen Kunst. Berlin 1942, S. 160.

<sup>21</sup> Geschichte der deutschen Baukunst. München 1949, S. 73.

<sup>22</sup> Kunst der deutschen Kaiserzeit, Bd. I, Bildband, Anmerkung zu Abb. 154.

<sup>23</sup> Romanische Doppelkapellen, Marburg 129, S. 32.

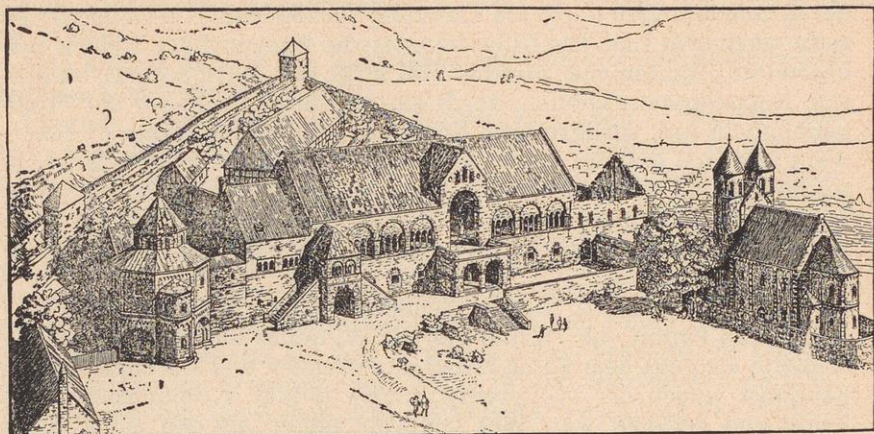


zeigte, wohl aber Heinrich IV. das von seinem Großvater begonnene Werk fortsetzte, so daß er als der zweite Gründer dieses Stiftes gefeiert wurde. Durch die Wirren seiner Regierungszeit konnte Heinrich IV. sich diesem Kirchenbau nur bis zum Jahre 1073, dem Beginn des Sachsenaufstandes, widmen; nach 1074 hat er Goslar, die Stätte seiner Geburt, nicht wieder besucht. Unter Heinrich V. wurde dann die Kirche St. Georg vollendet. Das bedeutende Bauwerk auf dem Georgenberg vor der Stadt Goslar ist 1527 in dem Kampf der Reichsstadt Goslar mit dem Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel zerstört und nur noch in den Grundmauern erhalten. Eine kleine Versuchsgrabung, die Regierungsbaurat Dr. Becker vor etwa 30 Jahren im Auftrage des Goslarer Museumsvereins an den Grundmauern von St. Georg durchführte, ergab den Befund, daß die kleine östliche Basilika der ältere Bau war, an den das große Achteck der Stiftskirche angeschlossen wurde. Demnach muß die kleine Basilika in die Zeit Konrads II. zurückgehen, das Oktogon der Stiftskirche muß in den Jahren 1056—1073 aufgeführt, doch nicht ganz vollendet sein. Die Grundmauern der großen Stiftskirche St. Georg müssen also auf jeden Fall aus der Zeit um 1060 stammen. Es ist ein Trugschluß, wenn Hölscher das Sockelgesims von St. Georg erst um 1125 ansetzt, also erst drei Jahre vor der Weihe der Stiftskirche. Damit fällt auch die von Hölscher angesetzte Datierung der Pfalzkapelle St. Ulrich.

Wenn die Pfalzkapelle St. Ulrich um 1050 und die Stiftskirche St. Georg zum großen Teil in den Jahren um 1060 aufgeführt wurden, so liegt die Annahme nahe, daß beide Kirchen, die in ihrer Eigenart einen bedeutenden Baumeister verraten, nach den Plänen Bennos, dieses vielseitigen und an Kenntnissen so reichen Klerikers, entworfen sind. Benno hatte, bevor er nach Goslar und Hildesheim berufen wurde, den Bischof Wilhelm von Straßburg auf einer Fahrt nach dem Heiligen Lande begleitet und sicher auf der Reise nach dem südfranzösischen Hafen, von dem das Schiff nach dem Heiligen Lande abfuhr, auch die interessanten Kirchenbauten Südfrankreichs kennengelernt. Benno war ein Mann, der alle Erfahrungen klug ausnutzte und anwendete und darüber hinaus eigenen Gedanken im Grundriß wie im Aufbau seiner Bauwerke Leben und Gestalt verlieh.

Vom Grundriß eines griechischen Kreuzes mit quadratischen Armen im Erdgeschoß wird der Bau der Pfalzkapelle St. Ulrich durch trompenartige Überspannung der einspringenden Ecken in das Achteck des Obergeschosses übergeführt. So ergeben sich eigenartige, komplizierte Wölbungslösungen, durch die St. Ulrich zu Goslar eine einzigartige Stellung in der Baugeschichte einnimmt. Hölscher meint deshalb, daß die Doppelkapelle nicht von deutschen, sondern vielleicht von ober-





*Die Kaiserpfalz um 1230. Rekonstruktion von Professor Dr.-Ing. U. Hölscher. Links: St.-Ulrichs-Kapelle, anschließend jüngerer Wohnbau; Mitte: Saalbau; rechts: älterer Wohnbau, zerstört, und Liebfrauenkapelle.*

Dieses Bild ist im Goslarer Führer (sog. Silberführer) gedruckt. Von dem Druckstock kann eine Mater (oder ein Galvano) bezogen werden von Gebrüder Jänecke, Druck- und Verlagshaus, Hannover, Osterstraße 88/89.

italienischen Bauleuten ausgeführt wurde. Schürer denkt als Vorbild für St. Ulrich an das, angeblich von armenischen Bauten abgeleitete Baptisterium San Galliano, nach 1000 erbaut<sup>24</sup>.

Aber nicht nur in Italien wirkte die Überlieferung in der Konstruktion, also im Gewölbebau, in einer Handwerksübung, die sich immer an alten Vorbildern schulen konnte, weiter, sondern auch in Südfrankreich haben sich die Überlieferungen der römischen Baukunst außerordentlich lange erhalten, und so gingen von hier manche architektonische Lösungen und Anregungen aus. Für Südwestfrankreichs Kirchen das alten Herzogtums Aquitanien ist bereits von 950 bis 1000 eine rege Bautätigkeit festzustellen<sup>25</sup>, hier bestand die Tradition der Kuppel und verschiedenartiger Wölbungen<sup>26</sup>, die dann im ganzen 11. und 12. Jahrhundert durchgeführt wurden. Das älteste datierte Beispiel der aquitanischen Gruppe ist St. Etienne in Perigueux, 1013 begonnen, 1047 geweiht<sup>27</sup>. Alle alten Kirchen des Herzogtums Aquitanien zeigen eine Vorliebe für die Kuppel und für mit Tonnen gewölbte Räume,

<sup>24</sup> desgl. S. 30.

<sup>25</sup> Witting, Felix: Westfranzösische Kuppelkirchen. Straßburg 1904, S. 11-13.

<sup>26</sup> Glück, Heinrich: Der Ursprung des römischen und abendländischen Wölbungsbaues. Wien 1933, S. 173, 191, 192.

<sup>27</sup> desgl. S. 191/92.



deren Gliederungen durch die Kreuzung verschiedener Wölbungsarten recht eigenartig sind. Die frühe französische Baukunst des Südens, insbesondere Aquitaniens, zeichnet sich nicht nur durch schöne, schwierige Kuppelkonstruktionen, durch ein reizvolles Variieren der Trompenkuppeln aus, sondern auch durch ein technisch sorgsames Mauerwerk und eine saubere, besonders schöne Steinmetzarbeit<sup>28</sup>. Es ist bezeichnend, daß wir diese ausgezeichnete Ausführung des Mauerwerks auch an der St.-Ulrichs-Kapelle in Goslar finden, wo die Wirkung der Architektur noch durch die Verwendung verschiedenfarbigen Sandsteins verstärkt wird.

Kaiser Heinrichs III. zweite Gemahlin (seit November 1043) war Agnes von Poitou, die Tochter Herzog Wilhelms von Aquitanien. Sie stammte also aus dem Raum zwischen Pyrenäen und Garonne, dessen Baukunst wegen der Weiterentwicklung antiker Wölbungsarten bekannt und gerühmt war. Was lag wohl näher, als daß die Königin Agnes zum Bau der Goslarer Hofkapelle St. Ulrich, für die traditionsgemäß seit Aachen und wie in gleicher Situation vorher in Bamberg zweifellos doch mit Absicht ein repräsentativer Zentralbau gewählt wurde, nun Baumeister aus ihrer Heimat heranzog? Die einzigartigen Wölbungen der Ulrichskapelle (Trompen) verraten uns, daß Meister dieser besonderen Konstruktion hier am Werk gewesen sind. Das können nach Lage der Verhältnisse und Umstände nur südfranzösische Baumeister aus Aquitanien, der Heimat der Königin, gewesen sein. Das griechische Kreuz im Grundriß, wie es St. Ulrich im Erdgeschoß aufweist, spielte in den aquitanischen und altfranzösischen Kirchenbauten, vielleicht als Ausstrahlung der alten byzantinisch-armenischen Kreuzkuppelkirchen, Jahrhunderte eine besondere Rolle, beginnend mit der 806 geweihten Hof- und Grabeskirche der merowingischen Könige Germigny-des-Prés, wo im zentral angelegten Grundriß das griechische Kreuz ein Quadrat durchdringt, bis zu der nach 1120 erbauten großen Kirche St. Front in Perigueux, die eine Höhe der aquitanischen Baukunst ist. Im Jahre 1048 berief Heinrich III. den **Kleriker Benno, den späteren Bischof von Osnabrück**, als Vicedominus an die Goslarer Pfalz. Seine Berufung stand zweifelsohne in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Aufbau der Pfalz, worauf Hölscher mit Recht hinweist<sup>29</sup>. Benno begleitete auch den Kaiser 1051 auf seinem Ungarnfeldzuge. Es ist durchaus möglich, daß der Vicedominus Benno als ein hervorragender Kenner der Baukunst durch Vermittlung der Königin

---

<sup>28</sup> E. A. Brinckmann: Baukunst. Die künstlerischen Werte im Werk des Architekten. Tübingen 1956, S. 100.

<sup>29</sup> S. 116.



Agnes aquitanische Baumeister nach Goslar zum Bau von St. Ulrich holen ließ.

Wie kommt es, daß der Zentralbau der Goslarer Pfalzkapelle den heiligen Ulrich als Patron hat?

In einer Untersuchung über die Ulrichspatrosinien im Bistum Augsburg stellt Bruno Harder fest, daß die meisten Ulrichspatrosinien bald nach der durch Papst Johann XV. im Jahre 993 erfolgten Heiligsprechung des 973 verstorbenen Augsburger Bischofs entstanden sind, also vorwiegend in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts<sup>30</sup>. Udalrich von Augsburg war der erste in feierlicher und rechtlicher Form heiliggesprochene Kirchenheilige, er verteidigte die Stadt im Jahre 955 gegen die anstürmenden Ungarn und wurde so für den König, der dann die Ungarn in der Schlacht auf dem Lechfelde völlig besiegte, ein tapferer Helfer gegen die Ungarngefahr. Wenn in den Jahrzehnten nach der Heiligsprechung des Augsburger Bischofs die Verehrung des Heiligen besonders groß war und er für viele Gotteshäuser als Patron gewählt wurde, so spricht dieser zeitliche Umstand auch dafür, daß die Pfalzkapelle St. Ulrich bereits unter Heinrich III. erbaut wurde. Heinrich III. mußte in die Thronstreitigkeiten in Ungarn eingreifen und hat deshalb in den Jahren 1041 bis 1054 mehrere Feldzüge gegen die Ungarn unternommen. Es wäre verständlich, daß gerade in diesen Jahren der Bau der Pfalzkapelle St. Ulrich und das Patronat dieses Heiligen hier entstanden ist, wenn der König sich der Hilfe dieses Heiligen in den Ungarnfeldzügen versichern wollte. Eine derartige Fürbitte an einen Heiligen oder das Versprechen, dem Heiligen oder Gott selbst eine prächtige Kirche zu bauen, war in Zeiten der Not das Gegebene. Auch Heinrich IV. gelobte in der Not des schweren, kämpfereichen Jahres 1079 den Umbau des Domes zu Speyer zum prächtigsten deutschen Gotteshaus und versprach sich dadurch „die Hilfe vom Himmel her“<sup>31</sup>.

In den Regierungsjahren Heinrichs III. stand die **Goslarer Kaiserpfalz** im Mittelpunkt des politischen Lebens in Deutschland, sie wurde von dem Chronisten Lambert von Hersfeld als der **berühmteste Wohnsitz des Reiches** gepriesen, und niemals wieder ist das deutsche Königtum dem festen Mittelpunkt einer Residenz so nahe gekommen wie damals im salischen Goslar<sup>32</sup>. Wenn die Goslarer Kaiserpfalz in ihrer einzigartigen Stellung im Reiche, nach ihrem Umfang und Aufbau alle anderen deutschen Pfalzen übertraf, also doch auch die Pfalz Bamberg,

---

<sup>30</sup> Harder, Bruno: Die Ulrichspatrosinien im Bistum Augsburg. Jubiläums-Jahrbuch der Diözese Augsburg. Augsburg 1955, S. 39-41.

<sup>31</sup> Klimm: Der Kaiserdom zu Speyer. S. 7.

<sup>32</sup> Klewitz, Hans: Königtum, Hofkapelle und Domkapitel im 10. und 11. Jahrhundert. Archiv für Urkundenforschung. Bd. XVI. S. 56.



die sich als Vorbild für die Goslarer Pfalz so auffällig anbietet, dann müssen ihre Bauten noch eindrucksvoller an Zahl, Größe und Art gewesen sein als in der Bamberger Pfalz; das besagt aber, daß wir uns die Pfalz um 1050 keinesfalls ohne die Ulrichskapelle denken können. Nachdem wir zudem aus der historischen, kunstgeschichtlichen und technischen Sicht das Bestehen der königlichen Pfalzkapelle St. Ulrich um 1050 in Goslar begründet haben, muß meines Erachtens der uns erhaltene Bau St. Ulrich mit einer unter Heinrich III. von aquitanischen Baumeistern errichteten Kapelle identisch sein. Fügen wir der von Hölscher entworfenen Rekonstruktion der Goslarer Pfalz um 1050 im Süden des Palas die **königliche Doppelkapelle St. Ulrich** hinzu, so entspricht dieses Bild im wesentlichen der Pfalz Heinrichs II. in Bamberg, es ist aber eindrucksvoller und in der Anlage großartiger und weiträumiger. Denkt man daran, daß Heinrich III. im weiten Goslarer Pfalzbezirk auch noch das **kaiserliche Kollegiatstift St. Simon und Juda** gründete und stattlich ausbaut, und daß seine Gemahlin auf einem Hügel im Osten vor Goslar das **Petersstift** errichten ließ, so kann man es verstehen, daß die zeitgenössischen Schriftsteller voll Bewunderung von dem unermeßlichen Aufwand berichteten, der zum Aufbau der Goslarer Pfalz gemacht wurde. Der glänzende architektonische Aufbau der Goslarer Pfalz brachte die machtvolle Herrscherstellung des kaiserlichen Paares eindrucksvoll zum Ausdruck. Goslar, die Lieblingspfalz des Kaisers, war damals in der Tat Mittelpunkt des deutschen Reiches und der berühmteste Wohnsitz des Reiches, nach Lambert von Hersfeld das „**clarissimum regni domicilium**“.



## Bauherr und Baumeister des 1061 konsekrierten Hildesheimer Domes

Von Konrad Algermissen, Hildesheim

Die ältesten Originalurkunden unseres Bistums sind am 21. Januar 1013 durch Feuersbrunst zugrunde gegangen. Das Unglück geschah während der Regierung des Bischofs Bernward (993—1022)<sup>1</sup>. Aber frühere Annalen deutscher Diözesen und Klöster, ferner die mündliche Überlieferung von zwei Jahrhunderten seit der Gründung des Hildesheimer Bistums im Jahre 815 bis zum Brand des Jahres 1013 und die Grabungen nach dem letzten Weltkrieg ermöglichen es, die älteste Geschichte der Hildesheimer Kathedrale und der früheren Hildesheimer Bischöfe mit ziemlicher historischer Sicherheit zu klären.

### Die ältesten Kirchengebäude auf dem Hildesheimer Domhügel

Hessi, der Gauleiter des ostfälischen Teiles des Sachsenlandes, der zwischen Leine und Oker lag, bekehrte sich schon 775, also drei Jahre nach Ausbruch des 32jährigen Krieges, den die Franken unter Karl d. Gr. gegen die Sachsen führten, zum Christentum. Er trat später in das Fuldaer Kloster ein und ist dort gestorben<sup>2</sup>. Sicher nahm mit ihm

<sup>1</sup> Im März 1013 stellte Kaiser Heinrich II. auf der Burg Werla, dem Wunsche Bernwards entsprechend, neue Schutzbriefe für die Hildesheimer Diözese aus. In einem dieser Briefe schreibt der Kaiser: „Fidelis noster Bernwardus Hildeneshemensis ecclesiae venerabilis presul celsitudinem nostram adiit miserabilem conquestus quaeremoniam eo, quod peccatis id merentibus in loco superius memorato ab antecessoribus suis collecta, suo quoque ingenio maxime et decenter elaborata cunctorum ibidem scripta vorax ignis absorbit, in cinerem namque redegit.“ Schon in dem kurz zuvor, am 2. März 1013, ausgestellten Schutzbrief für die Kirche von „Hildeneshem, qui est in pago Astfala in honore sanctae Mariae“, erteilte der Kaiser der Hildesheimer Kirche das Recht der freien Bischofswahl: „Praedictae ecclesiae concedimus, ut habeant ejusdem sedis clerici canonice atque ecclesiastice seu inter se sive aliunde digne ad hoc eligendi episcopum liberam ac propriam facultatem.“ J. Janicke, Urkundenbuch des Hochstiftes Hildesheim I (1896), n. 50 u. 51.

<sup>2</sup> Annales regni Francorum ad annum 775. Necrolog. Fuld., Script. XIII, 169. Vita Liob. 1; Script. IV, 158.



ein größerer Teil der ostfälischen Sachsen das Christentum schon seit 775 an.

Deshalb wird zu jener Zeit auf dem späteren Hildesheimer Domhügel **jene erste Taufkapelle** errichtet sein, deren Überreste die Grabungen von Dr. Bohland im Jahr 1948 wieder aufgedeckt haben. Sie lag unmittelbar vor dem Eingang zur heutigen Annenkapelle. Deshalb mußte nach den Grabungen der tiefer liegende Raum wieder zugeschüttet werden. Aber alle Einzelheiten der Ausgrabungen wurden vorher fotografiert und schriftlich niedergelegt. Die Priester, die während des Sachsenkrieges hier taufte, waren Weltpriester der Erzdiözese Reims. Sicher war genügend Quellwasser für die Spendung der Taufen vorhanden. Wir kommen darauf noch zu sprechen.

Außer der Hildesheimer Missionszentrale besaß dieses ostfälische Gebiet eine weitere Missionsstelle in Elze, wo Karl d. Gr. einen Königshof (villa aulicia, davon der spätere Ortsname Elze) besaß. Anscheinend hatte die Elzer Missionsstelle zunächst eine größere Bedeutung als die Hildesheimer. Die Verkehrslage von Elze war besonders günstig; denn die flachgebauten friesischen Handelsboote konnten von der Weser über die Aller und Leine bis zum heutigen Elze verkehren<sup>3</sup>. Hier schien sich also leicht die Möglichkeit des Aufbaues einer Stadt zu bieten. Deshalb wird seit alten Zeiten behauptet, Karl d. Gr. habe die Absicht gehabt, in Elze eine Bischofskirche zu errichten. Er legte selber den Grundstein für eine Kirche<sup>4</sup>, die dem Apostelfürsten Petrus geweiht wurde. Zu einer Bistumsgründung mit dem Sitz Elze ist es aber nicht gekommen.

Die Notwendigkeit, im westlichen Ostfalengebiet möglichst bald einen Bischofssitz zu gründen, war deshalb nicht gegeben, weil dieses Gebiet nicht einem fränkischen Kloster, sondern der bedeutendsten Metropole des Frankenlandes verbunden war. Die Erzdiözese Reims hatte in den Chorbischöfen Personen zur Verfügung, die für jene sakramentalen Weihehandlungen (Firmung und besonders Priesterweihen) benötigt wurden, die den Bischöfen reserviert sind.

Wahrscheinlich haben Karl d. Gr. bereits ähnliche Gründe bewogen, in Elze keinen Bischofssitz zu errichten, die seinen Sohn, Ludwig den Frommen, bestimmten, schon im ersten Jahre nach dem Tode seines Vaters die Missionszentrale Hildesheim zum Bischofssitz zu erheben. Diese Gründe waren geographischer und religiöser Art. Sicher hatte Elze wegen der damaligen Schiffsverbindung mit dem Norden eine

---

<sup>3</sup> „Naves Frisie de Wisera per Haleram dehinc per Leinam ascendentes locum eundum locupletare . . .“; so die „Fundatio Eccl. Hildens.“ (c. 1100).

<sup>4</sup> „Carolus Aulicensis ecclesie primam fundamenti petram ipse ponens“; *ibid.*



günstige Lage; aber die Lage Hildesheims war für einen Bischofssitz zwischen Leine und Oker weit günstiger. Elze lag unmittelbar an der westlichen Peripherie dieses Gebietes, Hildesheim mehr in der Mitte, und zwar in dessen bedeutendstem Gau, dem Gau Astfala, von dem das ganze ostfälische Gebiet seinen Namen trug. Hier lag das fruchtbare Tal der Innerste. Hier kreuzte sich auf dem nachmaligen „Hohen Wege“ nahe bei der heutigen Andreaskirche die Ost-West-Fernstraße mit der nord-südlichen, der späteren sog. Gandersheimer Heerstraße. Hier im Gebiet von Hildesheim lagen eine Anzahl bedeutender Frei- und Herrenhöfe in einem nicht zu weiten, aber auch nicht zu engen Umkreis: im Westen, am Fuß des Bergholzes, die **Bennoburg**, südlich davon, am Abhang des Steinbergs, die Siedlung **Lotingessen**, deren Mittelpunkt etwa beim heutigen Trillkegut war. Nicht weit davon gen Osten, an der Stelle des jetzigen Dom- und Ochtersumer Friedhofes und weiter zum heutigen Ochtersum hin, lag der Weiler **Luttskinewurde**. Die 1830 abgebrochene Luzienvörder Kirche stand auf dem Platz des jetzigen Friedhofes; die Luzienvörder Straße erinnert noch heute an diese altsächsische Siedlung. Eine weitere Siedlung, mit Namen **Harlessem**, dehnte sich östlich davon über die heutigen Innerste-Wiesen aus. Nahe der jetzigen Hohnser Brücke befand sich das Gut Hohnsen; bei der Brücke selber stand noch bis zum 17. Jahrhundert die Hohnser Mühle. Beim späteren Goschentor breitete sich die Siedlung **Luisbike** aus, der Ursprung der Hildesheimer Neustadt. Im Osten der heutigen Stadt lag das Gut **Wackenstedt**. Ein größerer Edelsitz lag nahe beim heutigen Hauptbahnhof; sein Besitz dehnte sich von dort bis zum Domhof aus. Dieser Freihof wird in den Urkunden seit dem 12. Jahrhundert als **Aldendorp** („Altes Dorf“) bezeichnet. Zu ihm gehörte auch die Stelle, an der sich die oben erwähnte Ost-West- und Nord-Süd-Fernstraße kreuzten. Der Geschichtsschreiber der Stadt Hildesheim, J. Gebauer, nimmt wohl mit Recht an, daß der Besitzer dieses Freihofes den Namen Hiltine<sup>5</sup> trug, und daß von ihm sämtliche erwähnten Güter und Siedlungen des späteren Bezirkes Hildesheim den Namen Hildeneshem (d. h. Heim des Hildin) erhielten<sup>6</sup>. „Als Dotation der bischöflichen Kirche haben wir einen Herrenhof mit zugehörigem Grundbesitz und mit den ihm untergeordneten Latenhufen, den zur Bestellung der Grundgüter berufenen Laten und den dienenden Knechten anzusehen. Als Zubehör der Dotation ist vielleicht der ‚Bischofskamp‘, nahe beim ‚Alten Dorf‘, und die ‚Bischofswiese‘ (jetzt Venedig genannt) zu betrachten<sup>7</sup>.“ Diese geographischen und lokalen Verhältnisse waren

<sup>5</sup> Vielleicht auch Hilden od. Hiltwin.

<sup>6</sup> J. Gebauer, *Gesch. d. Stadt Hildesheim I* (1922), 14 f.

<sup>7</sup> H. Seeland in *vorliegender Ztschr.* 20 (1951), 59.



wohl für Ludwig d. Fr. bestimmend, die Hildesheimer Missionszentrale als Bischofssitz zu wählen. Ob der erwähnte Hiltine (Hildin) in den Sachsenkriegen gefallen war und deshalb sein Besitztum zur Fundation des Bischofssitzes und der Bischofskirche von Kaiser Ludwig zur Verfügung gestellt wurde, wissen wir nicht. Eher ist anzunehmen, daß der Besitzer jenes Freihofes, Hildin, aus christlicher Gesinnung heraus — vielleicht weil er ohne Erben war — sein Besitztum als Fundation des Bischofssitzes freiwillig zur Verfügung stellte; man würde sonst seinen Namen wohl nicht auf das ganze Gebiet des heutigen Hildesheim und die Hildesheimer Diözese übertragen haben.

Der spätere Domhügel selber hatte durch ein sumpfiges Gelände, das sich von Osten (Bohlweg und Treibe) nach Süden zum Westen (Mühlengraben, Innerste, Venedig) hinzog, eine Lage, die gegen andringende Feinde weithin Schutz bot. Auch diese Lage mag für den Kaiser bestimmend gewesen sein, diesen Hügel zum Sitz der Bischofsburg auszuwählen.

Vor allem aber waren sicher religiöse Beweggründe dafür maßgebend. Das spätere Hildesheim „war ein Mittelpunkt der altsächsischen Gottesverehrung und lud hierdurch ganz besonders zur Gründung einer Hauptstelle für die christliche Gottesverehrung ein, bestimmt, die bisherige heidnische zu ersetzen<sup>8</sup>.“ Die Anhänglichkeit an die heidnischen Gottheiten und ihre Kultstätten hat sich hier bis weit in die christliche Zeit hineingezogen. Auf einem Hügel im Westen vor der späteren Stadt Hildesheim lag eine Kultstätte des altgermanischen Sonnen- und Siegesgottes Ziu (Tyr). Nach ihm hieß jener Hügel noch in späterer Zeit Zierenberg, eigentlich Berg des Ziu. Bischof Goehard weihte dort im Jahre 1028 ein Gotteshaus zu Ehren seines Heimatheiligen, des hl. Mauritius. Der Zierenberg wurde so zum Moritzberg. Nahe beim Domhügel gen Norden in einem hügeligen Waldgebiet<sup>9</sup> wurde in heidnischer Zeit Wodan (Odin), der Gott des wilden Sturmes, des Schlachtfeldes und des Totenreiches verehrt, der in der geschichtlichen Entwicklung mit der Zeit als „Walvater“ die übrigen Götter an Ansehen überragte. Bischof Bernward errichtete dort sein herrlichstes Werk, die St.-Michaelis-Kirche mit dem ersten Benediktinerkloster „zu Ehren unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus, seiner heiligsten Gebärerin, der steten Jungfrau Maria, und des heilbringenden Holzes des verehrungswürdigen und lebendigmachenden Kreuzes, unter dem besonderen Schutz des heiligen Erzengels Michael und der ganzen himmlischen Heerschar sowie zum Lobe und zur Ver-

---

<sup>8</sup> O. Gerland, Kunst- u. kulturgeschichtl. Aufsätze über Hildesheim (1905), 2.

<sup>9</sup> Daran erinnert noch der heutige Name „Wohl“.



ehrerung aller Heiligen Gottes" und verdrängte auf diese Weise die Erinnerung an den ehemaligen Kult der unheimlichen Gestalt Wodans und seines Totenreiches. „Dort bestimmte Bernward seine Begräbnisstätte, damit er dort noch nach dem Tode für seine Herde streiten könne<sup>10</sup>.“ An der ebenfalls auf einem Hügel liegenden heidnischen Kultstätte Donars, die sich etwa in gleicher Entfernung östlich vom Domhügel befand, wie die Wodans nördlich desselben, wurde unter Bischof Hezilo die Kirche zum Heiligen Kreuz errichtet. So trat in ganz hervorragender Weise an Stelle des Hammers, des Symbols von Donars Macht, dessen Siegrunen auf die Schwerter geritzt wurden, das siegreiche Kreuz Christi. Eine „domus belli“, ein uraltes Haus des Krieges, vielleicht ein altsächsisches Festungswerk, wurde dadurch zum heiligen Hause der Erlösung und des Friedens. Ging man in vorchristlicher Zeit vom Donarhügel auf einem kurzen Wall<sup>11</sup> gen Norden, so kam man zur altsächsischen Kultstätte Freyrs, des Gottes der Fruchtbarkeit, wo die erste Bürgerkirche der Stadt entstand, die dem Apostel Andreas geweiht wurde. „Froh (Freyr) wurde merkwürdigerweise stets durch den hl. Andreas vertreten<sup>12</sup>.“

Inmitten dieses Kreises altsächsischer Kultstätten, die sich sämtlich auf Anhöhen befanden und den bedeutendsten germanischen Göttheiten gewidmet waren, lag der heutige Domhügel. Hier war die Kultstätte der Göttermutter Frigga (Fricka). Zu ihrem Heiligtum gehörte eine Quelle. Sie war die Personifikation der gütigen, milden und sorgenden Hausmutter. Ihre Weihestätten wurden nach der Christianisierung meist durch Marienkirchen verdrängt. So ist es zu verstehen, daß auch auf dem der Frigga geweihten Hügel in Hildesheim die Domkirche als Marienkirche entstand. Die „Fundatio Ecclesiae Hildeshemensis“, die sonst manches Irrige enthält und einseitig zugunsten des Bischofs Hezilo gegen seinen Vorgänger Azelin geschrieben ist, sagt sicher wahrheitsgemäß, daß der Hofkaplan Ludwigs d. Fr. ein marianisches Reliquiar während einer Messe auf dem späteren Hügel des Domes „am Aste eines Baumes aufgehängt hatte, der eine spiegelklare Quelle überschattete<sup>13</sup>.“ Neben der Quelle wuchs die wilde Rose, „die der Frigga heilige Blume“, auf deren Büschen sie, dem heidnischen Glauben nach, ihren Schleier zum Trocknen aufhing<sup>14</sup>. Im Bewußtsein des Volkes blieb diese altheidnische Sage lange lebendig. So wurde

<sup>10</sup> O. Gerland, ebd., 6.

<sup>11</sup> Der Name „Kläperhagen“ erinnert noch heute daran.

<sup>12</sup> Colshorn, Deutsche Mythologie, 290. Gerland, a. a. O., 9.

<sup>13</sup> „Suspenderat in ramo arboris purissimum fontem obumbrantis“; „Fundatio Eccl. Hild.“, in der Ausgabe von A. Bertram, p. 6.

<sup>14</sup> Colshorn, a. a. O., 288.



der Baum, der die Quelle überschattete, deren Wasser auch die erste Taufkapelle speiste, in späteren Jahrhunderten zum sog. Tausend-jährigen Rosenstock.

Als geschichtlich gesichert kann aus der ersten christlichen Zeit unseres Domhügels folgendes gelten: Unmittelbar vor der jetzigen Annenkapelle wurde um **775** von den Missionaren aus der Reimser Erzdiözese **die erste Taufkapelle** errichtet. Vor ihr lag gen Westen eine Quelle, die von einem Baum überschattet und deren Wasser in der Kapelle zum Taufen benutzt wurde. Da der Baum die Quelle überschattete, muß er südlich bzw. westlich oder südwestlich der Quelle gestanden sein. Etliche Schritte westlich von der Quelle, an der Stelle, wo der Baum seinen Platz gehabt hatte, **errichtete Kaiser Ludwig d. Fr. im Jahre 815 einen kreisrunden Zentralbau zu Ehren der Gottesmutter**. Der bis dahin die Quelle überschattende Baum wurde bei Grundlegung der Kapelle offenbar umgehauen; denn „der Altar der von Ludwig erbauten Kapelle erhielt denselben Platz, den die aufgehängten Reliquien bezeichnen hatten“<sup>15</sup>.

Bei diesen Reliquien handelte es sich um Teile der Aachener Heiligtümer. Ludwig d. Fr. hatte sie in einem Reliquiar, der sog. Lipsanotheca Mariana („Unserer lieben Frauen Heiligtum“), in welchem die Reliquien in drei Kristallzylindern eingeschlossen waren, aus der Palastkapelle von Aachen zunächst nach Elze und von dort, wahrscheinlich anlässlich der Einweihung der von ihm zu Ehren der Gottesmutter errichteten Rundkapelle, nach Hildesheim übertragen<sup>16</sup>. Das wird wohl im August 815 gewesen sein. In den Monaten vorher war die Marienkapelle auf dem Domhügel errichtet. **Am 1. Juli 815 hatte Ludwig d. Fr. auf dem Reichstag in Paderborn die Gründung der Diözese Hildesheim verkündet**. Die Einweihung der Marienkapelle und die Aufstellung der Lipsanotheca Mariana in der Kapelle ist wahrscheinlich am 15. August jenes Jahres, dem Feste der Assumptio BMV, erfolgt; denn dieses Fest ist seit ältester Zeit der Patroziniumstag des Domes<sup>17</sup>.

---

<sup>15</sup> „Altari locum obtinente, quem suspensae reliquiae ostenderant“; „Fundatio Eccl. Hildensem.“, I. c., p. 6.

<sup>16</sup> Annalista Saxo MGSS 6, p. 571, ad annum 815.

<sup>17</sup> Im Februar 1680 wurde die Lipsanotheca Mariana gestohlen und etliche Wochen später in Halberstadt wiedergefunden. Sie war ihrer Reliquien beraubt. Am 28. Mai jenes Jahres wurden durch den Bischof Maximilian Heinrich neue Reliquien in das Reliquiar eingefügt. Sie waren dem Reliquienschatz des Hildesheimer Domes entnommen. Es wurden aber auch wieder Partikeln der Aachener Heiligtümer beigelegt. Im Protokollbuch des Aachener Marienstiftes heißt es unter dem 26. April 1680: „Particulae ss. reliquiarum ecclesiae Hildesiensi donatae“; diese Nachricht erhielt ich am 11. Mai 1951 auf meine Anfrage vom Aachener Diözesanarchivdirektor



Raummäßig ging Ludwigs rundförmige Marienkapelle über die heutige Domkrypta um etliche Schritte hinaus. Wir haben uns das Gelände auf dem Domhügel im Jahr 815 also in der Weise vorzustellen, daß vor der heutigen St.-Annen-Kapelle die verhältnismäßig kleine Taufkapelle aus den Sachsenkriegen lag. Daran schloß sich nach Westen hin die erwähnte Quelle, das frühere Quellheiligtum der Göttermutter Frigga, an. Nahe derselben ragte ein Baum empor, dessen Zweige die Quelle überschatteten.

Daß Ludwig d. Fr., anläßlich einer Jagd, in der Nähe dieses Baumes, also beim alten Heiligtum der Frigga, von seinem Hofkaplan eine Messe zelebrieren ließ und dabei das Marienheiligtum, das sich bereits auf dem Königshof in Elze befand, mit sich führte und der Hofkaplan dasselbe an einem Zweige des die Quelle überschattenden Baumes aufhängte, ist nicht unwahrscheinlich. Das könnte im Winter 814/15 oder bzw. in den ersten Monaten des Jahres 815 geschehen sein. Das in der „Fundatio“ erzählte Mirakel, der Zweig habe das Reliquiar mit Gewalt festgehalten, geht auf nordfranzösische Legenden zurück, wie bereits A. Bertram nachgewiesen hat. Hildesheim stand durch seine Missionare in enger Beziehung mit Nordfrankreich. Der Sinn der Legende besagt für Hildesheim, daß die Gottesmutter Maria die Göttermutter Frigga verdrängte.

An der Stelle des oben erwähnten Baumes, von der heutigen Ostapsis des Domes um etliche Schritte entfernt, baute Ludwig d. Fr. die rundförmige Marienkapelle, begründete am 1. Juli 815 auf dem Reichstag zu Paderborn das Bistum Hildesheim und ernannte einen gewissen **Gunthar** zum ersten Hildesheimer Bischof. Die Marienkapelle ist wahrscheinlich am 15. August 815 konsekriert. Seitdem bildet das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel das Patroziniumsfest unseres Domes. Über die Person des Bischofs Gunthar wissen wir nichts. Wahrscheinlich war er der damalige Leiter der Hildesheimer Missionszentrale, also ein Weltpriester der Mariendiözese Reims.

Von diesem Bischof Gunthar berichtet der Verfasser der „Fundatio“, er habe auf der Südseite von Ludwigs Marienkapelle den ersten Dom gebaut, „eine bischöfliche Kirche, in welcher der Domklerus Gott dienen sollte, mit zwei hohen Türmen; er weihte diese Kirche vornehmlich zu Ehren der hl. Cäcilia ein<sup>18</sup>.“ Der Leib dieser Heiligen war 821 aus den Katakomben in Rom erhoben und in das alte Haus der Cäcilianer nach Trastevere übergeführt. Zwei Jahre später war Lothar, der

---

H. Schiffers. Die Lipsanoteca Mariana, das älteste und ehrwürdigste Stück unseres Domschatzes, ist also auch heute ein echtes, uraltes Marienheiligtum.

<sup>18</sup> „Fundatio Eccl. Hild.“, ed. Bertram, p. 9.



älteste Sohn Ludwigs d. Fr., auf Wunsch seines Vaters in Rom vom Papst zum Kaiser gekrönt. Wahrscheinlich hat er bei diesem Besuch Reliquien der hl. Cäcilia sowie des hl. Tiburtius und Valerianus mitgebracht und Partikeln davon dem ihm nahestehenden Bischof Gunthar geschenkt. Der erwähnte Holzbau ist also wahrscheinlich in den Jahren 824/25 errichtet worden, etwa an der Stelle der heutigen Laurentiuskapelle. Wenn aber der in vielem unhistorische Verfasser der „Fundatio Ecclesiae Hildensemensis“ dabei von einer Bischofskirche für den Gottesdienst des Domklerus spricht — eine Bemerkung, die der „Annalista Saxo“, ein unzuverlässiger Kompilator, aus der „Fundatio“ abgeschrieben hat<sup>19</sup> — dann sind hier starke Zweifel anzumelden. Es ist kein Grund ersichtlich, weshalb die räumlich für den Gottesdienst des damals zahlenmäßig geringen Domklerus ausreichende Marienkapelle Ludwigs nicht hierfür hätte benutzt werden sollen. Die fast vierhundert Jahre später geschriebene „Fundatio“ urteilt aus den Verhältnissen ihrer Zeit: Hezilo hatte die Zahl der Domherren auf 52 erhöht, von denen allerdings jahrhundertlang nur eine kleine Zahl die Priesterweihe besaß. Ganz unglaublich klingt die Mitteilung der „Fundatio“, daß die angeblich mit zwei hohen Türmen versehene hölzerne Bischofskirche Gunthars nur von ihm und seinen beiden Nachfolgern, Rembert († 846) und Ebo († 851) benutzt, dann aber schon auffällig war, „die Ruine und die zusammengesunkene Masse dieser von Gunthar erbauten Kirche jedoch bis zur Zeit des 15. Hildesheimer Bischofs, Dithmar (1038—1044), auf ihrem Platz liegen blieben.“ Eine von der reichen Diözese Reims mitfundierte Bischofskirche würde wohl länger als ein Vierteljahrhundert bestanden haben. Auch ist ganz ausgeschlossen, daß so hervorragende und künstlerisch begabte Bischöfe wie Altfred, Othwin, Bernward und Godehard die Trümmer einer zusammengebrochenen Holzkirche zwei Jahrhunderte lang neben dem prächtigen Altfriddom zum Schandfleck der Domburg hätten liegenlassen. Hier scheint mir das „Chronicon Episcoporum Hildeshemensium“ mit seiner Angabe zuverlässiger, das über Bischof Gunthar schreibt: „qui episcopus primo suae ordinationis tempore in cymiterio Capellam aedificavit, in qua postmodum sepultus cum suis successoribus quievit“<sup>20</sup>. Das heißt: Bischof Gunthar baute südlich der Marienkapelle Ludwigs zu Ehren der erwähnten drei Heiligen eine kleine Kapelle aus Holz für die eigene Bestattung und die seiner bischöflichen Nachfolger. Wahrscheinlich hat schon Bischof Altfred (851—74) diese Kapelle niederlegen lassen und den verstorbenen Hildesheimer Bi-

<sup>19</sup> Annalista Saxo ad annum 815.

<sup>20</sup> „Chronicon Ep. Hild.“, ed. Leibniz, Script., rer. Brunsv. I (1707), p. 742.



schöfen den von ihm erbauten Dom zur Stätte der letzten Ruhe bestimmt. Zu beachten ist auch, daß es allein von der Marienkapelle Ludwigs d. Fr. heißt: „*Principalem episcopii cathedram sacello Dei genitricis concessit*“; Ludwigs Marienkapelle war die eigentliche Bischofskirche, und der erste, freilich noch kleine Hildesheimer Dom.

Bischof Gunthar ist an einem 5. Juli, wahrscheinlich im Jahr 834 gestorben<sup>21</sup>. Über seinen Nachfolger **Rembert** ist nichts Sicheres überliefert. Wir wissen weder etwas über seine Abstammung noch über seine Tätigkeit. Seine bischöfliche Wirksamkeit dauerte 12 Jahre. An den vorhin beschriebenen Baulichkeiten auf dem Domhügel hat er nichts geändert.

Remberts Nachfolger **Ebo** (846—851) war geborener Niedersachse aus armer, wohl leibeigener Familie<sup>22</sup>. Er stammte wahrscheinlich aus dem nordsächsischen Gau der Stormarn nördlich des heutigen Hamburg. Von Geburt aus Heide, war er von Karl d. Gr. in den Sachsenkriegen als Geisel ins Frankenreich geschickt und wegen seiner außerordentlich hohen geistigen Begabung gemeinsam mit Ludwig d. Fr. am Königshof erzogen<sup>23</sup>. Er stand Ludwig d. Fr. als Bibliothekar und geistiger Berater zur Seite und wurde bereits im Jahr 816, also nur vierzehn Jahre nach Beendigung des Sachsenkrieges, Erzbischof von Reims, des bedeutendsten Bistums nördlich der Alpen. Im Ringen der Söhne Ludwigs d. Fr. aus seiner ersten Ehe gegen ihren Vater stellte sich Ebo im Interesse der Einheit des Reiches Karls d. Gr. auf die Seite der Söhne und leitete die öffentliche Bußhandlung und Absetzung Kaiser Ludwigs d. Fr. am 13. November 833 in der Marienkirche des Medardus-Klosters zu Soissons, das zur Reimser Metropole gehörte. Seit März 834 wurde Ludwig d. Fr. wieder als Kaiser anerkannt. Im Februar 835 nötigten 45 auf einer Synode in Diedenhofen versammelte Bischöfe Ebo zum Rücktritt von seinem Amt als Erzbischof von Reims und zur öffentlichen Erklärung, daß er des bischöflichen Amtes unwürdig sei<sup>24</sup>. Ebo mußte zunächst zur Strafe Aufenthalt im Kloster Fulda nehmen. Nach Ludwigs d. Fr. Tode in Ingelheim (20. 6. 840) setzte Kaiser Lothar

---

<sup>21</sup> Necrolog. Hild.; Leibniz I, 765.

<sup>22</sup> „*Ex originalium servorum stirpe, patres pastores caprarum*“; so Thegan, Vita Hludovici (MGSS II, 599 u. 602). Ein Neffe Ebos war Gauzbert, der 4. Bischof von Osnabrück.

<sup>23</sup> Vgl. Flodoardi Historia Remensis Eccl. (MGSS XIII, 467 sqq.), ferner C. H. Rückert, De Ebonis archiep. Remens. vita (1844), desgl. die Jahrbücher des fränk. Reiches unter Ludwig d. Fr. I, 207ff.

<sup>24</sup> Der große Papst Nikolaus I. mißbilligte im Jahre 866 in einem Schreiben an Erzbischof Hinkmar von Reims dieses Verfahren gegen Ebo: „*Per talem confessionem, quam Ebo fecisse praetenditur, nemo canonicae damnationis subjicitur*“ (Migne PL 119, 1109).



noch im Sommer desselben Jahres Ebo wieder als Erzbischof in Reims ein, unter Zustimmung von 20 anwesenden Bischöfen. Aber Karl der Kahle, der Sohn Ludwigs d. Fr. aus dessen zweiter Ehe, dem bei der Teilung das westfränkische Reich zugesprochen war, vertrieb schon im Frühling 841 Ebo aus Reims. Ebos Versuche, sein Reimser Erzbistum durch Papst Sergius II. (844—47) wiederzubekommen, mißlangen, weil, wie Papst Nikolaus I. später schreibt, Ebo nicht hilfesuchend, sondern fordernd vor den Papst getreten sei, dessen Handeln auch durch die Rücksicht auf den westfränkischen König bestimmt war. Vier Jahre später (18. 4. 845) wurde der Benediktiner Hinkmar von St. Denis, ein ausgesprochen heftiger Gegner Ebos, zum Reimser Erzbischof gewählt. Ebo übernahm, ohne päpstlichen Widerspruch, wahrscheinlich infolge des Einflusses Lothars, die Leitung zweier Benediktinerabteien in Norditalien. Nach dem Tode **Remberts**, des 2. Hildesheimer Bischofs (12. 2. 846), übertrug König Ludwig der Deutsche dem 70jährigen, an schwerem Fußleiden schon länger erkrankten Ebo unser erledigtes Bistum. Ebo gab der Hildesheimer Kirche die kanonische Einrichtung seiner früheren Erzdiözese Reims. An den Baulichkeiten auf dem Domhügel hat er wahrscheinlich nichts geändert. Er starb in Hildesheim am 20. März 851 und wurde, wie seine beiden Vorgänger, in der von Gunthar aus Holz erbauten Cäcilien-Kapelle bestattet.

Ebos Nachfolger wurde im Sommer jenes Jahres **Altfrid**, der seit 829 Leiter der Klosterschule der 822 begründeten Benediktinerabtei Korvey bei Höxter an der Weser war. Die Abtei hieß zunächst Neu-Corbie, weil sie eine Tochtergründung des Benediktinerklosters Corbie an der Somme war. Altfrid entstammte väterlicherseits dem Geschlecht der Ekbertiner, denen das Sachsenland westlich der Weser unterstand. Von dorthier war er verschwägert mit dem ostfälischen Sachsenherzog Liudolf, der eine Enkelin Ekberts, mit Namen Oda, eine Tochter Billungs, geheiratet hatte. Die Eltern Altfrids hießen Ouwo und Richeit. Ihr Wohnsitz lag an einer Stelle, wo sich die heutige Großstadt Essen/Ruhr ausbreitet. Die Bedeutung, die die Ekbertiner für das Sachsenland westlich der Weser hatten, besaßen die Liudolfinger für das sächsische Gebiet östlich der Weser. Der Wohnsitz Liudolfs lag beim heutigen Altgandersheim. Liudolf war der Großvater König Heinrichs I., der Stammvater des Ottonischen Kaiserhauses. All das ist zu beachten, um zu verstehen, daß Altfrid seine bischöfliche Tätigkeit in Hildesheim mit großen Plänen begann. Schon 852 gründete er auf eigenem Familienbesitz das Kanonissenstift Essen, zu dessen Vorsteherin er seine einzige Schwester Gerswid berief. Im gleichen Jahr veranlaßte er in seiner Hildesheimer Diözese durch seinen Verwandten Liudolf die Gründung des Kanonissenstiftes Brunshau-



sen-Gandersheim. Vielleicht im gleichen Jahr, jedenfalls nicht früher, bewog er einen anderen Verwandten, den Grafen Ricdag, zur Gründung des Kanonissenstiftes Lamspringe. Im dortigen Gebiet hatte diese Grafenfamilie ihren Wohnsitz<sup>25</sup>. Auch die Gründung des Benediktinerklosters Seligenstadt, dessen Lage unbekannt ist, dürfte in das Jahr 852 fallen. Altfrid hat Essen wie Seligenstadt der Hildesheimer Kirche geschenkt bzw. unterstellt<sup>26</sup>. Für unser Thema ist aber von besonderer Wichtigkeit, daß Altfrid 852 den Grundstein zum ersten größeren Hildesheimer Dom legte.

### Der Dom Altfrids

Der Verfasser der „Fundatio Ecclesiae Hildensemensis“ hat das Gründungsjahr des Altfrid-Domes nicht erwähnt. Der „Annalista Saxo“ aber, der seine Chronik um 1135 zu Halberstadt verfaßte und den Verfasser der „Fundatio“, der um 1100, wahrscheinlich in Elze, lebte und wirkte, größtenteils wörtlich abschrieb, hat das Jahr 852 als Gründungsjahr des Altfrid-Domes überliefert. Es besteht kein Grund, dieses Gründungsjahr des Altfrid-Domes zu bezweifeln. Der Annalista Saxo schreibt zu dem erwähnten Jahr folgendes:

„Derselbe Kirchenfürst (sc. Altfrid von Hildesheim) hielt mit seiner frommen Geistlichkeit ein dreitägiges Fasten ab, bestürmte den Himmel in eifrigem Gebet und bat Gott, ihm einen Ort in der Stadt Hildesheim zu zeigen, den der Mittler zwischen Gott und den Menschen einer zur eigenen Ehre und zur Ehre seiner Mutter zu erbauenden Kirche für würdig halte.“ Das stimmt, mit Ausnahme der Angabe der Jahreszahl 852, fast wörtlich mit dem Text der „Fundatio Ecclesiae Hildensemensis“ überein. Der Verfasser der „Fundatio“ fährt dann fort: „Als das Fasten, dem Gelübde gemäß<sup>27</sup>, gehalten war und der vierte Tag anbrach, erschienen, gleichsam auf den Ruf des Beters<sup>28</sup> gezeichnet und wie mit Frühlingsreif genau niedergeschrieben, Grenzlinien, die

<sup>25</sup> Die Gründungsurkunden über Lamspringe sind später verunechtet; das Jahr 847 kann als Gründungsjahr des dortigen Kanonissenstiftes nicht angesehen werden.

<sup>26</sup> „Duae curtes suae proprietatis, Saleghenstadt et Asnede nostrae ecclesiae condonavit. In quibus abbatias, Saleghenstadt monachorum et Asnede virginum coadonavit“, Chronicon Hildenesheimense MG Hist. VII. 851. Aus diesen Worten ist wohl zu entnehmen, daß Seligenstadt auf westfälischem Gebiet lag.

<sup>27</sup> Die Bemerkung „peracto ad votum jejunio“ fehlt beim Sächsischen Annalisten; doch liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß Altfrid vor dem dreitägigen Fasten ein entsprechendes Gelübde machte.

<sup>28</sup> Das „quasi ad invocantis vocem“ hat der Annalista Saxo fortgelassen.



in künstlerisch richtigem Winkel die Maße zum Ausgraben des Fundamentes einer Kirche absteckten. Ihre Richtung lief von der uralten<sup>29</sup> Kapelle der heiligen Maria gen Westen. Überdies wurde ihm vom Himmel her in derselben Nacht, mit der das Fasten schloß, geoffenbart, daß er in der Krypta, die er an die vorgenannte Kapelle<sup>30</sup> anschließen würde, zwei Altäre errichten und weihen solle, nämlich Johannes dem Täufer und dem Erzmärtyrer Stephanus."

Der Bericht über das erwähnte Fasten und Beten sowie das vorher gemachte Gelübde und die Errichtung der beiden Altäre kann als historisch sicher angesehen werden, nicht aber die Reiflegende, die an die Gründung der Kirche S. Maria Maggiore in Rom erinnert und offenbar von dort übernommen ist.

Der Verfasser der „Fundatio“ fährt fort: „Der erlauchte Oberhirt legte alsbald das Fundament und errichtete eine Kirche von ebenso schöner wie fester Bauart und verband sie mit der ersten Kapelle (gemeint ist die Rundkapelle Ludwigs d. Fr.) in der Art, daß der Altar jener Kapelle unterhalb des darüber angelegten Heiligtums der von ihm erbauten Kirche im äußersten Ostteil der Gruft stand.“

Altfrid verband die Marienkapelle Ludwigs d. Fr. mit seinem Dom in der Art, daß er westlich der Rundkapelle Ludwigs eine eigene quadratförmige Krypta legte („Crypta sacello adjuncta“). Über dieser Krypta und der Marienkapelle lag der Chor des Altfrid-Domes. Die „Fundatio“ sieht in der alten Marienkapelle und ihrem Altar ein Anhängsel („cui adhaerebat“) der Altfrid-Krypta. Dem in der Apsis des Chores stehenden Hochaltar entsprach der Altar Ludwigs d. Fr. in der Krypta, die aber mit ihrem Altar gen Osten über die Wand des oberen Chores nach Osten hinausragte. Krypta und Chor des Altfrid-Domes schlossen nach Westen hin mit dem Kreuzaltar („altare ante vultum“) ab, der, in späterer Form, bis 1945 unter dem Triumphkreuz zwischen Hochchor und Mittelschiff stand. In der quadratförmigen Gruft des Altfrid-Domes lagen noch vor dem Dombrande von 1046 die Gräber der Bischöfe Osdag (985—989), Godehard († 1038) und Dithmar († 1044).

Altfrid baute eine mäßig große romanische Basilika mit einem Mittelschiff, zwei Seitenschiffen und einem östlichen Querschiff, das sich im Westen seiner Krypta vom Norden zum Süden erstreckte und über die Seitenschiffe des Domes nach beiden Seiten hinausragte. Zugäng-

<sup>29</sup> Die „Fundatio“ gebraucht den Ausdruck „a primevo“, der Annalista Saxo sagt „a primitivo“; beides ist gleichwertig und bezieht sich auf die Marienkapelle Ludwigs d. Fr.

<sup>30</sup> Der Annalista Saxo fügt hinzu „a Lodowico imperatore olim constructa“, woraus hervorgeht, daß sein „a primitivo“ denselben Sinn hat wie das „a primevo“ der „Fundatio“.



lich wurde der Altfrid-Dom von der Gruft aus durch zwei Treppen, die an beiden Seiten des Kreuzaltares zum Dom hinaufführten. Auch im Westen gab Altfrid seinem Dom eine eigene Krypta. Die doppelchörigen Kirchen waren von 800 bis Mitte des 12. Jahrhunderts sehr verbreitet.

Am 1. November 872 weihte Bischof Altfrid seinen Dom nach 20jähriger Bautätigkeit ein. Zur Domweihe waren die Bischöfe Rembert von Bremen, Theoderich von Minden und Liuthard von Paderborn erschienen, desgleichen der Abt Adalgar von Korvey, ebenfalls zahlreiche Mönche und Kanoniker<sup>31</sup>. Wahrscheinlich konsekrierte jeder der Bischöfe einen bestimmten Teil des Domes, wie auch später, im September 1022, St. Michael von mehreren Bischöfen geweiht wurde. Der Dom wurde konsekriert zu Ehren der Gottesmutter, der hl. Cosmas und Damian, Tiburtius, Valerianus und Cäcilia<sup>32</sup>.

Der Verfasser der „Fundatio“ berichtet auch, daß Altfrid in der Nähe des Domes ein Kloster erbaute, das für die kanonische Ordnung und das regulare Leben der Domgeistlichen sehr geeignet war. In langen Ausführungen legt der Verfasser der „Fundatio“ dar, wie schlicht, ernst und einfach der Hildesheimer Domklerus ein gemeinsames Leben führte. Noch 150 Jahre später stellte Kaiser Heinrich II. den Hildesheimer Domklerus wegen seiner Einfachheit in der Kleidung, die schwarz und ohne jede Verzierung war, dem gesamten deutschen Klerus als Vorbild hin; denn aus der Schlichtheit der Kleidung könne man auf die innere Gesinnung schließen<sup>33</sup>. Der Verfasser der „Fundatio“ sagt, unter den Bischöfen von Alfrid bis Dithmar († 1044) „widmete sich der Hildesheimer Klerus mit so strenger Religiosität und solch religiöser Strenge dem Dienste Gottes, daß er mit dem Stande der Kanoniker eine mönchische Strenge verband“ („ut in professione canonica districtione gauderet monachica“) <sup>34</sup>. Sicher ist, daß Altfrid, der

<sup>31</sup> Die Jahrbücher von Hildesheim zum Jahr 872.

<sup>32</sup> Chron. Hild. MGH, SS VII, 851. Reliquien von Cosmas u. Damian hatte Altfrid wohl auf einer Romreise erhalten und sie zwischen Hildesheim und dem Kanonissenstift in Essen aufgeteilt. Daß er als Nebenpatrone auch Cäcilia, Tiburtius u. Valerianus aufnahm, besagt doch wohl, daß er, wie oben bemerkt, die kleine Holzkapelle Gunthars, die diesen drei Heiligen geweiht war, vollständig niederlegte, ihre Reliquien in seinen Dom überführte und alle Reste dieser Kapelle entfernte, da in Zukunft die in Hildesheim verstorbenen Bischöfe in seinem Dom bzw. dessen Gruft bestattet werden sollten.

<sup>33</sup> Annalista Saxo zum Jahr 1044.

<sup>34</sup> Der Sächsische Annalist spricht das zum Jahr 1044 mit den Worten aus: „Rusticalem iustitiam curiali faciei pretulerant“: Sie (d. h. die Hildesheimer Kanoniker) hatten bis 1044 das bauerlich einfache, gerechte Leben dem höfischen Ansehen vorgezogen.



ehemalige Leiter einer angesehenen Klosterschule, auch für eine theologische Weiterbildung seines Klerus und für Heranbildung eines guten Nachwuchses sorgte, den die christlich gewordenen Gemeinden mehr und mehr benötigten. Er kann wohl als der eigentliche Begründer der Hildesheimer Domschule angesehen werden, falls nicht bereits Ebo in dieser Hinsicht die Fundamente gelegt hat, worauf die obige Bemerkung bei dem Vorgänger Altfrids hindeuten könnte. Über die Anzahl der Gotteshäuser, die Altfrid in unserem Bistum im Laufe einer 23jährigen Regierung errichtete, ist nichts überliefert.

Altfrid, der, wie die Gründungsurkunde der Hildesheimer Kirche berichtet, „nicht nur den materiellen Steinen des zeitlichen Tempels, sondern auch den lebendigen Steinen des ewigen Tempels — d. h. den Seelen seiner Geistlichen und Gläubigen — seine Hirten Sorge zuwandte“, starb am 15. August (dem Patroziniumstage seines Domes und seiner Diözese) des Jahres 874. Sein Leib wurde, sicher auf Bitten seiner Schwester, in das Kanonissenstift nach Essen übergeführt. Die erhaltenen Reste ruhen in der dortigen Münsterkirche, der heutigen Bischofskirche des neuen Bistums.

### Von der Vollendung des Altfridschen Dombaues bis zu dessen Untergang

Der nach Altfrids Tode wiederum aus dem Korveyer Kloster zum Hildesheimer Bischof gewählte Benediktiner **Ludolf** starb im Seuchenhjahr 874 bereits vor seiner Konsekration und wird deshalb in der Reihe unserer Bischöfe nicht mitgezählt.

Unter dem 5. Bischof unseres Bistums, **Markward** (874—880), nahmen die Raubzüge der Normannen in das deutsche (ostfränkische) Gebiet zu. Im Jahr 880 kam es bei Hamburg zu einem heftigen Gefecht zwischen den Normannen und Sachsen. Am 2. Februar jenes Jahres errangen die Normannen einen vollständigen Sieg, da das sächsische Heer, infolge einer Sturmflut auf engem Raum zusammengedrängt, sich nicht entfalten konnte. Es wurde vollständig vernichtet. Auch der Heerführer der Sachsen, Bruno, ein Sohn des oben erwähnten Herzogs Liudolf, und die Bischöfe Theodorich von Minden und **Markward** von Hildesheim fielen in dieser Schlacht. Letzterer soll seine Grabstätte bei Ebstorf (Ebbeckestorf) in der Lüneburger Heide gefunden haben. Auf dem Domhügel sind unter ihm anscheinend keinerlei bauliche Änderungen vorgenommen.

Dasselbe gilt von dem gelehrten Nachfolger Markwards, dem Bischof **Wigbert** (880—903), der einem niedersächsischen Grafengeschlecht entstammte und ebenfalls aus dem Korveyer Kloster zu uns kam. Er war



literarisch sehr interessiert, las Sueton und Tacitus im Urtext, schrieb selber Bücher<sup>35</sup> und stellte für unsere Domkirche eigenhändig eine Abschrift der ganzen Bibel her<sup>36</sup>. Auch auf dem Gebiet der Medizin war er sehr bewandert<sup>37</sup>. Er hat für die Hildesheimer Kirche auch einen päpstlichen und zwei kaiserliche Schutzbriefe erwirkt und dadurch seine Sorge für das ihm anvertraute Bistum bekundet.

Darüber, daß Wigbert am baulichen Bestand des Domhügels Änderungen oder Ergänzungen vorgenommen hat, ist nichts überliefert. Allerdings ist folgendes zu beachten: Bis zum Jahr 1000 lag die Verteilung der Einkünfte aus den kirchlichen Gütern einer Diözese und der von den Gemeinden gezahlten Zehnten in der Hand des Bischofs, der sie in vier Teile gliederte. Einen Teil hatte er der bischöflich-diözesanen Verwaltung zuzuweisen, einen zweiten Teil dem Unterhalt des Klerus, einen dritten für kirchliche Gebäude und Kultus, den vierten für die Caritas und den Unterhalt der Kanoniker. Daß ein so bedeutender Bischof wie Wigbert von dem dritten Teil der Einkünfte besonders auch die Domkirche sowie die übrigen Gebäude auf dem Domhügel durch weitere Ausstattung mit versorgte, kann als sicher angenommen werden.

Die Regierungszeit des 7. Hildesheimer Bischofs, **Walbert** (903 bis 919) litt sehr unter den Einfällen der Normannen und Ungarn. Er ordnete das Vermögen und die Pfründen des Domkapitels und ernannte zur Vermögensverwaltung den ersten Dompfropst, mit Namen Bavo. Offensichtlich hat er sich also auch um den Dom selber, die Räume des Domklerus und der Domschule gekümmert. Einzelheiten hierüber sind aber nicht überliefert.

Wohl aber wissen wir, daß sein Nachfolger, **Bischof Sehard** (919 bis 928), der wahrscheinlich aus dem Fuldaer Kloster nach Hildesheim berufen wurde, den Kreuzaltar („altare ante vultum“) im Dom, das Evangelienbuch und die Pulte<sup>38</sup> in prächtiger Weise mit Silber verzierte. Vielleicht hat er bereits die Domschule um eine Künstlerwerkstätte für Metallarbeiten zu kultischen Zwecken erweitert. Die Zeitlage war dafür günstig. Im Jahr des Antritts seiner bischöflichen Regierung übernahm unser Sachsenstamm mit König Heinrich I. (919—936) die Leitung Ostfrankens und löste in diesem großen Gebiet, dem deutschen Reich, für ein Jahrhundert die Oberherrschaft des fränkischen

---

<sup>35</sup> Vgl. dazu die lange Anmerkung 4 auf S. 37 in H. A. Lüntzels „Gesch. der Diöz. u. Stadt Hildesheim“ I (1858).

<sup>36</sup> „Totam bibliothecam“ besagt in jener Zeit meist die Gesamtbibel im Sinne von totam bibliam. Es kann allerdings auch den Sinn haben, eine „größere Anzahl“ verschiedener Werke. <sup>37</sup> Chron. Hild.; SS VII, 851.

<sup>38</sup> „et pulpita et evangelium“, so im „Chronic. Hild. (MG, SS VII, 852).



Stammes ab. Freilich mußte sich Heinrich I. 924 zunächst vor den eindringenden Ungarn bis zur Burg Werla beim heutigen Schladen zurückziehen; aber er legte nach allen Seiten hin Festungen an, beruhigte damit das gesamte Gebiet und schlug schließlich 933 die Ungarn, 934 die Normannen so gründlich, daß sich unter dem **Bischof Dithard** (928 bis 954) das kirchliche Leben in seiner Diözese immer reicher entfalten konnte. Unter diesem Bischof, der vor seiner Bischofsernennung Abt von Hersfeld war<sup>39</sup>, entstand, wahrscheinlich um 940, in Ringelheim das dritte Kanonissenstift unseres Bistums<sup>40</sup>. Dithard schmückte den Hauptaltar (Choraltar) des Domes mit einer goldenen Schmucktafel, die mit Gemmen und Edelsteinen verziert war. Sie erhielt sich bis zum Jahr 1664; aus unklaren Gründen wurde sie damals eingeschmolzen. Nebenbei sei erwähnt, daß während der Regierungszeit des Bischofs Dithard der Hildesheimer Domkapitular Adaldag, ein in jeder Hinsicht hervorragender Priester, 937 den erzbischöflichen Stuhl von Hamburg-Bremen bestieg.

Auf Dithard folgte als 10. Hildesheimer Bischof der Reichenauer Mönch **Othwin** (954—984), der von Kaiser Otto I. zum Abt des von ihm gegründeten Benediktinerklosters in Magdeburg ernannt worden war. Othwin förderte nicht nur die Goldschmiedekunst an der Hildesheimer Domschule, sondern gab dem Altfrid-Dom auch eine wertvolle und interessante bauliche Bereicherung. Auf dem Rückweg von der Kaiserkrönung Ottos I. (2. 2. 962) entnahm er in Pavia in der Nacht des 22. November 922 die Gebeine des hl. Epiphanius († 496) aus dessen Gruft und führte sie nach Hildesheim, wo er am 22. Februar 963 mit den etwas eigenartig erworbenen Reliquien eintraf, begleitet von Hildesheimer Priestern, die mit nach Rom gezogen waren, und Reichenauer Mönchen, die sich ihm auf seinem Rückwege angeschlossen hatten. Er gab den Reliquien des Heiligen einen sehr würdigen Raum im Altfrid-Dom, indem er unter dem Kreuzaltar ein sepulchrum mit Confessio als Kultstätte für die Verehrung des heiligen Bekenners errichtete und zu diesem Zwecke die Westwand der Altfrid-Krypta durchbrach. Im sepulchrum (Sargraum) wurden die Gebeine des hl. Epiphanius eingeschlossen. Von der Altfrid-Krypta aus konnten die Gläubigen die Confessio betreten, vor dem Grab des hl. Epiphanius beten und, wie es damals üblich war, auch Kranke einzeln vor das Grab des Heiligen legen und sie seiner Fürbitte anbefehlen. Dieses cubiculum des hl. Epiphanius ist erst durch den Bombenangriff am 22. März 1945 zerstört. Die Gebeine des hl. Epiphanius waren schon im 12. Jahrhundert aus

<sup>39</sup> Die *Annales Hildenesesh.* nennen ihn zum Jahr 928 Thiothart.

<sup>40</sup> Janicke, a. a. O., I, n. 23.



dem sepulchrum in den Prachtschrein gelegt, in welchem sie noch heute unter dem Hochaltar des Domes, in der Nähe der ursprünglichen Bestattungsstelle, ruhen<sup>41</sup>. Vielleicht hat Othwin zur Verehrung des hl. Epiphanius auf dem Hochchor des Domes unmittelbar hinter dem Kreuzaltar gen Osten die sog. Irmensäule als großen Leuchter aufgestellt, falls wir nicht annehmen, daß sie, als Kalksinterstein aus den kohlsauren Kalkniederschlägen der römischen Wasserleitung der Eifel von Ludwig d. Fr. der Hildesheimer Kirche geschenkt, erst durch Bischof Bernward Gestalt und Politur bekam. Als sicher wird berichtet, daß Othwin zu Ehren des hl. Epiphanius ein Votivkirchlein südlich des Altfrid-Domes errichtete<sup>42</sup>. Offenbar wollte er Gott Sühne leisten für seine moralisch nicht einwandfreie Tat in Pavia. Von seiner Italienreise brachte er auch Gold, Edelsteine, Gemmen und Perlen zur Verfertigung eines kostbaren Kelches mit. Wegen vielerlei körperlicher Leiden des Bischofs Othwin ist der Kelch erst später, wahrscheinlich von Bischof Bernward, fertiggestellt worden. Doch zeigt der Plan Othwins, daß die Goldschmiedekunst, wie auch die Goldtafel von Othwins Vorgänger, dem Bischof Dithard, für den Choraltar des Domes beweist, im Zusammenhang mit der Hildesheimer Domschule, betrieben wurde, noch mehr die Schreibkunst, d. h. die Kunst, kultische Bücher und Evangeliare in würdiger Weise herzustellen; denn die Zunahme der Kirchen im Bistum erforderte immer mehr die Anschaffung derartiger Werke.

Othwin ist am 1. Dezember 984 nach 30jähriger fruchtbarer und segensreicher bischöflicher Tätigkeit in Hildesheim verschieden und im Altfrid-Dom beigesetzt<sup>43</sup>. Unter Othwin wurde der junge Bernward von seinen adligen Eltern der Hildesheimer Domschule zur Ausbildung überwiesen. In Gandersheim schrieb damals Hruotswitha als erste christliche Dichterin ihre Epen und Dramen in lateinischer Sprache.

Othwins Nachfolger, **Bischof Osdag** (985—989), vor seiner Bischofsweihe Dompropst in Hildesheim, verschaffte von seinem Vermögen dem Dom einen Hof von 30 Hufen in Groß-Algermissen und bestimmte die Einkünfte davon für seine Priester. Von Kaiser Otto III. ließ er sich die alten Rechte der Hildesheimer Kirche bestätigen; trotzdem brach unter ihm der Streit um Gandersheim aus, verursacht durch den Hoch-

---

<sup>41</sup> Vgl. meinen Aufsatz „Was enthält der Epiphanius-Schrein?“ in vorliegender Ztschr. (1960) I, 38 ff. Über das cubiculum des hl. Epiphanius vgl. die mit Zeichnungen versehenen Darlegungen von A. Bertram „Hildesheims Domgruft“ (1897), bes. S. 28 ff. <sup>42</sup> Leibniz, a. a. O., I, 773.

<sup>43</sup> Die „Hildesheimer Jahrbücher“ schreiben zum Jahr 984: „In diesem Jahr beschloß der fromme Bischof Othwin löblichen Angedenkens sein Leben.“ Vgl. weiter: Leibniz I, 349 u. verschiedene Nekrologien des 10.-12. Jh.



mut der Kanonisse Sophia, der Tochter Ottos II., die, wahrscheinlich am 18. Oktober 989 (oder 987), in Gandersheim eingekleidet wurde. Trotz seines Alters und seiner angeborenen niedersächsischen Ruhe hat Osdag dabei die Rechte der Hildesheimer Kirche gegenüber seinem Landsmann und Metropolit, dem Erzbischof Willigis von Mainz, mit Entschiedenheit und unbeugsamer Energie gewahrt. Er starb am 8. November 989. Am Baubestande des Domhügels hat er anscheinend keine Änderungen oder Erweiterungen vorgenommen.

Das gilt auch von seinem Nachfolger, dem Bischof **Gerdag** (990 bis 992), der ebenfalls Niedersachse und Mitglied des Domkapitels war. Er hat für die wirtschaftliche Bereicherung unserer Diözese gesorgt, auch die Diözesangrenzen zwischen den Bistümern Hildesheim (Ostfalen) und Minden (Engern) durch eidliche Zeugenvernehmungen genau feststellen lassen, konnte aber in der kurzen Zeit seiner bischöflichen Tätigkeit, die von fortdauernden Kämpfen zwischen den Sachsen und Slawen und mancherlei Seuchen angefüllt war, keine größeren Unternehmungen durchführen. Im Jahre 992 erlebte er den Besuch Ottos III. in Hildesheim<sup>44</sup> und unternahm im gleichen Jahr eine Wallfahrt nach Rom zum Grabe des hl. Petrus. Auf der Rückkehr von dieser Reise starb er zu Como (7. 12. 992). Bischof Thietmar von Merseburg schreibt dazu in seiner Chronik: „Sein Körper ward, nachdem die Glieder voneinander getrennt waren, in zwei Schreinen von seinen trauernden Begleitern in seine Domkirche heimgeführt“<sup>45</sup>. Während der Regierung der letztgenannten Bischöfe stieg die Hildesheimer Domschule unter ihrem Leiter Thangmar, der seit 970 magister scholarum war, zu ihrer schönsten Blüte empor. Historiker und Biographen, wie Thangmar und Wolfher, ferner die Bischöfe Bernward von Hildesheim, Ekkehard von Schleswig, Meinwerk von Paderborn und Benno von Meißen, wahrscheinlich auch Kaiser Heinrich II., erhielten hier ihre Ausbildung<sup>46</sup>.

Als Nachfolger Gerdags bestieg am 15. Januar 993 der geniale **Bernward** den Bischofsstuhl von Hildesheim. Er ließ Hildesheimer Kleriker zu Regensburg in der Miniaturmalerei ausbilden, erweiterte die Schreibstuben der Domschule und die angeschlossenen

---

<sup>44</sup> Ranke, Jahrbücher des Deutschen Reiches II, 2, 992.

<sup>45</sup> Das geschah nach der damaligen eigenartigen Sitte. Die Begleiter waren der Priester Svidebold, der Diakon Bodo, dessen Bruder und der Sekretär des Bischofs. Thietmar berichtet, daß sowohl Osdag wie Gerdag vom Magdeburger Bischof Giseler, der zufällig in Hildesheim war, bestattet wurden, offenbar im Altfrid-Dom; Thietmar, Chron. IV, 7.

<sup>46</sup> „Fundatio Eccl. Hild.“, ed. A. Bertram, p. 14 f. Betr. Heinrich II., s. S. Hirsch in den „Jahrbüchern des Deutschen Reiches unter Heinrich II.“, Bd. I, 90 f.



Kunstwerkstätten, so daß es ihm möglich war, bis dahin unerreichte Werke, wie die Domtüren, die Christussäule und die berühmten Leuchter an Ort und Stelle zu gießen, in der Goldschmiedestätte sein herrliches Kreuz herzustellen und den Ringelheimer Kruzifixus sowie die goldene Madonna zu schnitzen. Er war tiefgründig auf dem Gebiet der Theologie, wie seine Werke beweisen, ein hervorragender Baumeister, der das herrlichste Gotteshaus der frühromanischen Zeit mit genialer Hand auf den Michaelishügel stellte, die Steinmetzkunst beherrschte, wie sein Grabmal zeigt, und den Dom so prächtig ausmalen ließ, daß er im Innern wie ein ganz neuer Bau erstrahlte. Er pflegte also in seinen Kunstwerkstätten auf dem Domhügel auch die Großmalerei, umgab die Domburg mit einer hohen und festen Mauer. „Im Osten und Westen der Stadt errichtete er starke und schmuckvolle Türme mit anschließender Mauer zum Schutze der Bürger“<sup>47</sup>.

Bernwards Nachfolger, **St. Godehard** (1022—1038), setzte das Werk seines großen Vorgängers mit Kunstverständnis, Liebe und Eifer fort. Zu den über 30 Kirchen, die er in unserer Diözese erbauen ließ, gehören auch die erste Mauritiuskirche westlich vor der Bischofsstadt (1028 konsekriert), die Bartholomäuskirche östlich vor den Mauern der Stadt mit Hospital und Pilgerhaus (konsekriert am 24. 8. 1034), die Stadtpfarrkirche („ecclesia forensis“) St. Andreas im Herzen der oben erwähnten Siedlungen, aus denen sich Hildesheim zusammensetzte<sup>48</sup>, die Kirchen von Adenstedt und Wrisbergholzen, die Ulrichspfarrkirche (1038 konsekriert) auf dem Kohlmarkt in Braunschweig und die Kirche Unserer Lieben Frau südlich am Westteil der Kaiserpfalz in Goslar. In Braunschweig weihte er 1030 auf der Burg Dankwarderode die vom Grafen Ludolf erbaute Stiftskirche, die Vorgängerin des späteren Blasiusdomes. Was uns hier besonders angeht, sind die baulichen Änderungen, die Godehard auf dem Hildesheimer Domhügel vornahm. Er ließ das stark in Verfall geratene Epiphaniuskirchlein Othwins niederreißen und errichtete an dessen Stelle ein prächtiges Münster (konsekriert 16. 8. 1026)<sup>49</sup>. Neben diesem Münster

<sup>47</sup> So Wolfhers jüngere Lebensbeschreibung Godehards, Kap. 13. Zu den Einzelheiten seines Wirkens vgl. die 1960 von mir herausgegebene Festschrift „Bernward u. Godehard von Hildesheim. Ihr Leben und Wirken“.

<sup>48</sup> Es scheint die 2. Bürgerkirche zu Ehren des hl. Andreas gewesen zu sein, die Godehard errichtete: „Construxit de novo collegiatam ecclesiam S. Andreae in suburbio Hildesheimensi sitam“; so Leibniz, Script. rerum Brunsv. II, 788.

<sup>49</sup> Die „Hildesheimer Jahrbücher“ schreiben zum Jahr 1026: „Vater Godehard hat in diesem Jahre am 16. August das neue Münster auf der Südseite unserer Hauptkirche festlich geweiht zu Ehren des Leidens, der Auferstehung



erweiterte er die Domschule durch einen Neubau zum Zweck der Ausdehnung der Kunst des Schreibens und der Miniaturmalerei, zog dafür tüchtige Kräfte auch von auswärts heran und ließ viele wertvolle Handschriften herstellen. Die sog. Krypta mit ihrer Vorhalle im Westen des Domes, die diesen Teil verdunkelte<sup>50</sup>, ließ er durchbrechen bzw. niederlegen, legte einen neuen Eingang an, richtete dort die von Bernward für St. Michael gegossenen Türen ein und erbaute davor gen Westen ein sog. Paradies und gab dem Turm eine neue Turmanlage<sup>51</sup>.

Godehard blieb, trotz all seiner vielen Arbeiten, zeitlebens der schlichte und bescheidene Mönch, erlebte aber trotzdem die Freude, daß Kaiser Heinrich II. ihn am 2. Februar 1023 und dessen Nachfolger, König Konrad II., im Jahr 1025 in Hildesheim besuchten. Er starb am 5. Mai 1038 im 78. Lebensjahre. Während Bernward sich in der Krypta von St. Michael hatte beisetzen lassen, wurde Godehard vom Mindener Bischof in der Altfrid-Krypta des Domes bestattet, bis knapp ein Jahrhundert später, nach seiner Heiligsprechung, seine Gebeine (4. 5. 1132) erhoben, zunächst in einen einfachen Steinsarg und gegen Ende des 12. Jahrhunderts in den Prachtschrein gelegt wurden, der heute im Dom allen Besuchern sichtbar ist<sup>52</sup>.

Godehards Nachfolger **Bischof Dithmar** (1038—1044), war in Dänemark geboren. Er hatte 1036 Gunihild, die Tochter Knuds d. Gr., auf dem Wege zu ihrer Vermählung mit dem deutschen König Heinrich III.

---

und Himmelfahrt Christi." Wolfher fügt in seiner Vita Godeh. prior, c. 37, hinzu, daß Godehard schon im 1. Jahr seiner bischöflichen Tätigkeit das fast verfallene Epiphaniuskirchlein niederreißen ließ und für sein neues Münster Gottesdienste, Sakramentspendung und Prozessionen anordnete, es auch mit Meßbüchern, Glocken und kultischem Gerät reichlich ausstattete.

<sup>50</sup> Es handelte sich wohl um ein Westwerk, ähnlich dem im Korveyer Westwerk erhaltenen. Wenn das Korveyer Westwerk auch erst seit 873 errichtet und 885 geweiht wurde, so war es sicher schon bei Gründung der Kirche (822) in seiner charakteristischen Weise vorgesehen. Diese älteste Klosterkirche des Sachsenlandes, die unter den Augen Altfrids emporwuchs, war für viele spätere sächsische Kirchen vorbildlich. Vgl. Dehio-Gall, Handb. der deutschen Kunstdenkmäler, 2. Aufl., 1949, 250 ff.

<sup>51</sup> Wolfher schreibt dazu: „Auch in unserem Dome ließ er an der dunklen Stelle auf der Westseite Öffnungen machen und dort die Türflügel, welche der Herr Bernward hatte gießen lassen, aufs schönste zusammenstellen. Vor ihnen begann er den Bau eines herrlichen Paradieses mit schönen Toren und hohen Türmen, das er im 13. Jahre seiner Erhebung (also 1035) vollendete („Vita Godeh. pr.“, I. c.). Vgl. dazu Jos. Bohland, „Die Baugeschichte des Hildesheimer Domes auf Grund der Ausgrabungen“, in vorliegender Zeitschr., 1954, 102-110. Godehard hat das Baugelände auf dem Domhügel stärker verändert als einer seiner Vorgänger seit dem Tode Altfrids.

<sup>52</sup> Bernwards Gebeine ruhen seit der Regierung des Fürstbischofs Clemens August (1761) in einem Kristallsarg in der St.-Magdalenen-Kirche.



nach Deutschland begleitet und war unter die königlichen Kapläne aufgenommen. Dem König bzw. dessen dänischer Gattin verdankte er seine Ernennung zum Bischof von Hildesheim<sup>53</sup>. Sein bischöfliches Wirken war unbedeutend. An den Bauten auf dem Domhügel hat er nichts geändert. Er starb plötzlich und unerwartet und wurde in der Domgruft neben Godehard begraben. Bei Eröffnung des Grabes im Jahr 1896 war das Skelett des Bischofs noch gut erhalten.

### Der Untergang des Altfrid-Domes

Unter Dithmars nächsten beiden Nachfolgern, den Bischöfen Azelin (1044—1054) und Hezilo (1054—1079), erfolgte eine gründliche Veränderung der Bauten auf unserem Domhügel. Beide Bischöfe waren vor ihrer Bischofsernennung königliche Kapläne. Mit dem Tode Kaiser Heinrichs II. († 1024) löste der salisch-fränkische Stamm den niedersächsischen in der Leitung des Reiches ab. Die Folge war, daß auch die Hildesheimer Bischöfe jener Zeit der Art unseres Stammes in manchem fremd blieben. Das zeigte sich schon bei Bischof Dithmar. Der gelehrte Erforscher der Geschichte unserer Heimat, H. A. Lüntzel, urteilt: „Auch Dithmars Nachfolger war königlicher Kaplan, und die geringe Selbständigkeit des Domkapitels, die wenige Beachtung des von Heinrich II. zugesicherten Wahlrechts legt sich in diesen Ernennungen fremder, mit den hiesigen Verhältnissen unbekannter, in Gewohnheiten und Gesinnungen zu ihnen nicht stimmenden Geistlichen recht deutlich zutage. Daher eine Lebensart, eine Prachtliebe und Unternehmungen, wozu die Mittel nicht ausreichten und bei dem Mangel derselben freche Eingriffe in fremdes Eigentum<sup>54</sup>.“ Dithmar war Däne. Lüntzel vermutet, daß Azelin gebürtiger Italiener war. Der italienische Name Azzo findet sich erweitert als „Ezelinus“, „Azelinus“, „Actiolinus“.

**Azelin** wurde von dem hervorragenden Kaiser Heinrich III. (1039 bis 1086), dem Sohne des 1. salisch-fränkischen Königs Konrad II. (1024 bis 1039) und dessen Gemahlin Gisela, außerordentlich begünstigt, erhielt 1049 von ihm für die Hildesheimer Kirche das Gut Poppenburg, damit alljährlich in unserem Dome am Todestag seines Vaters Seelenmessen für den verstorbenen Vater zelebriert und Almosen an die

---

<sup>53</sup> Wie Gunihild nach ihrer Vermählung ihren Namen in Kunigunde änderte, so hatte Dithmar seinen dänischen Namen „Tymme“ in Deutschland abgelegt: „Iste Thiadmarus a Dania oriundus cum regina Gunihild advenit, cujus patrocinio meruit Hildinensem episcopatum; nam barbarice Tymme vocabatur“; Adam v. Bremen (MG SS VII, 333).

<sup>54</sup> A. Bertram I, 100.



Armen verteilt würden, und im Jahr 1052 das Gut Wienhausen bei Celle. Auch übertrug ihm der Kaiser (1051) die Grafschaftsrechte in sechs niedersächsischen Gauen und im Jahr 1053 verschiedene Landgüter in acht Orten unserer Diözese. Azelin war dem Kaiser offensichtlich sehr verbunden. Sein bischöfliches Wirken aber war wenig segensreich.

Der Verfasser der „Fundatio Ecclesiae Hildesemensis“, der sein Werk etwa sechs Jahrzehnte nach Azelins Tode niederschrieb und deshalb den Ereignissen unter Azelins bischöflicher Tätigkeit jedenfalls durch ältere Zeitgenossen nahestand, gibt folgendes Urteil: „Unter Azelins Regierung schlich sich eine anspruchsvolle, höfische Lebensart ein, die weichlicher in der Kleidung, üppiger in der Kost, feiner in der ganzen Lebenseinrichtung war und die Zucht des klösterlichen Lebens lockerte<sup>55</sup>.“ Im Zusammenhang des Textes ging diese Lockerung der Zucht dem Dombrand voraus, durch den das bisherige klosterartige Leben der Domgeistlichkeit für immer aufhörte, ohne daß Azelin und sein Nachfolger Hezilo ernstlich versucht hätten, den früheren Zustand wiederherzustellen.

Die „Fundatio“ fährt nach den obigen Worten fort: „Dazu kam (accessit ad haec‘), daß durch eine im geheizten Raum der Domgeistlichen ausgebrochene Feuersbrunst sowohl das Hauptmünster (gemeint ist der Altfrid-Dom) wie auch das andere auf dessen Südseite von Godehard errichtete Münster, beide mit ihrem Klostergebäude, in Asche sanken. Bischof Azelin legte ihre Mauern nieder<sup>56</sup>, mit Ausnahme des Sanctuariums (preter solum principalis ecclesie sanctuarium‘, d. h. des Hochchores der Domkirche), und machte sie dem Boden gleich. Dann begann er den Bau einer Mutterkirche (d. h. eines neuen Domes), weit größer als die frühere gewesen, wobei er das Sanctuarium nach Westen hin richtete. Er brachte diesen Bau in seinen äußeren Mauern fast zur Vollendung. Die Ostwand des Domes nahm nun die Stelle ein, wo der Westteil des alten Domes gestanden. Doch da die Mauer des Baues bald an einzelnen Stellen einfiel, der Einsturz drohte und von den Säulen die eine oder andere aus dem Lot wich, wurde die dem Werke gewidmete Arbeit vereitelt. Infolgedessen war das Werk nicht

<sup>55</sup> Es ist das gemeinsame und vorbildlich ernste und schlichte Leben der Domgeistlichkeit gemeint. A. Bertram übersetzt die Worte der „Fundatio“: „discipline mollito rigore claustris claustra relaxavit“ mit „nach Lockerung der Strenge der Zucht des Klosters klösterliche Schranken durchbrach“, a. a. O., 15.

<sup>56</sup> Es war also keine vollständige Zerstörung der steinernen Gebäude, bes. des Altfrid-Domes, durch den Brand eingetreten, was bei dessen solider Bauart auch wohl schwerlich möglich gewesen wäre. Jedenfalls waren die Mauern des Altfrid-Domes stehen geblieben.



vollendet, als der Bauherr des Werkes (sc. Azelin) sein Leben endete<sup>57</sup>."

Die um 1065 von dem historisch zuverlässigen, zeitgenössischen Hildesheimer Domherrn Wolfher verfaßte jüngere Lebensbeschreibung Godehards urteilt über Azelin ganz ähnlich: „Im 2. Jahre nach seiner Weihe (sc. 1046), am Palmsonntag, der auf den 23. März fiel, sank unser ehrwürdiger Dom durch einen bedauerlichen Brand in Trümmer. Mit ihm ging fast die ganze Domburg und ein Teil der Stadtsiedlung zugrunde. Durch unsere Sünden hatten wir das reichlich verdient. Dieser unser Bischof war, wie wir fürchten, daran vor Gott nicht ohne Schuld, daß er den alten Dom, der nach Ansicht aller Gläubigen leicht wieder hätte hergestellt werden können, gewissermaßen aus Mißachtung bis zum Grunde niederreißen ließ. Jeder vernünftige Mensch erkennt klar an jenem Bau, den er daraufhin mit großen Plänen begann, daß weder die Zerstörung des einen noch der Beginn des anderen zu entschuldigen war. Beim Kaiser jedoch und bei den Fürsten stieg er bis zum höchsten Gipfel des Glückes empor. Wir aber wollen ihm für die Ehre, die er seiner Kirche in mancherlei Weise verschaffte, die ewige Ruhe von Gott erflehen. Und auch dafür, daß er von den gemeinsamen Einkünften der Brüder verschiedene fromme Stiftungen seiner Vorgänger und der Gläubigen einzog, bitten wir um Vergebung vor Gott, damit auch wir die Vergebung unserer Sünden erlangen. In Wahrheit fürchten wir, daß er sich vielfach vergangen, indem er selber fremdes Eigentum an sich nahm und Späteren ein Beispiel in dieser Hinsicht hinterließ<sup>58</sup>."

Azelins Dombau mißglückte. Geblieben sind davon die Umfassungsmauern (Quadrum, Apsis und Krypta), die unter dem späteren fürstbischöflichen Palais, dem heutigen Gebäude des Landgerichts, im letzten Jahrhundert wieder entdeckt sind. Jedenfalls verfügte Azelin über keinen Baumeister, der im Westen des Domhügels eine Domkirche zu bauen vermochte, die um ein Drittel länger und breiter war als der Dom Altfrids.

Ein solcher Baumeister aber kam um das Jahr 1049 nach Hildesheim. Es war der schwäbische Priester Benno, der spätere Bischof Benno II.

<sup>57</sup> „Fundatio Eccl. Hild.“, ed. Bertram, p. 14-17. Wörtlich abgeschrieben vom Annalista Saxo zum Jahre 1044. Azelin starb am 8. März 1054. Der Dombrand war 1046, nicht 1044, wie der Annalista Saxo irrigerweise schreibt.

<sup>58</sup> „Ipse rapuit et posteris occasionem et exemplum rapiendi reliquit“; so in Wolfhers Vita Godehardi II, c. 33 (MG SS, XI, 215), erstmals übers. von B. Gerlach (1939). Azelin schenkte übrigens dem Dom die erste Glocke mit dem Namen „Cantabona“ und eine Lichterkrone, die im Laufe der Jahrhunderte stark umgeändert wurde und im letzten Weltkrieg (1945) so schwer getroffen ist, daß sie bis heute noch nicht repariert wurde.



von Osnabrück (1068—1088). Wahrscheinlich hat dieser hervorragende Baumeister zunächst das Baugelände, auf dem Azelin seinen Dombau begonnen hatte, sorgfältig untersucht und festgestellt, daß es für eine so große Kathedrale, wie sie Azelin vorschwebte, ungeeignet war. So blieb Azelins Dombau unvollendet. Erst unter seinem Nachfolger Hezilo (1054—1079) wurde auf Rat und unter Leitung Bennos in Anknüpfung an die stehengebliebene Krypta und den Hochchor des Altfried-Domes auf dessen Fundamenten jener Dom errichtet, der vor 900 Jahren, am 5. Mai 1061, seine Weihe erhielt <sup>59</sup>.

### **Der Dombaumeister Benno von Schwaben**

Der Baumeister Benno verdient es deshalb ganz besonders, daß wir seiner in diesem Jahre gedenken. Benno war um 1020 aus einer Ministerialenfamilie in einem kleinen Ort beim schwäbischen Löhnlingen geboren. Er war sehr klein von Gestalt, aber von großer geistiger Begabung. Er studierte in Straßburg und Reichenau und wurde Schüler des gelehrten Hermannus Contractus. Von ruhelosem Geist getrieben, besuchte er weitere Dom-, Stifts- und Klosterschulen, die in seiner Lebensbeschreibung vom Abt Norbert von Iburg nicht genannt sind. Man wird vor allem an Mainz, Metz, Lüttich und Verdun zu denken haben. Vielleicht ist er schon in seinen Studienjahren bis nach Poitou gekommen. Von dort holte sich Kaiser Heinrich III. im Jahr 1043 seine zweite Gemahlin, Agnes. So wäre es zu verstehen, daß er beim Neubau der Kaiserpfalz in Goslar aquitanische Bauleute heranzog, bewogen nicht nur durch seine Gemahlin, sondern auch durch seinen Baumeister Benno.

Bennos Wissensdurst führte ihn mit vielen hochgestellten und gelehrten Männern zusammen. Er bildete sich nicht nur gründlich in den Fächern der Philosophie und Theologie, sondern auch auf den Gebieten der Architektur, des Straßenbaus und der Landwirtschaft aus. Die spätere Zeit zeigt ihn auch als klugen, scharfsichtigen und schlaunen Diplomaten. Bischof Wilhelm von Straßburg nahm den nur wenig über

<sup>59</sup> Lit. Vita Bennonis auctore Norberto Abbatis de Iburg in der neuen Ausgabe der MGSSXXX, 869-892, übers. von M. Tangl, 91. Bd. d. Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit (1910). G. Winter, Stand der Forschung über die Bennofrage, in Mitt. d. hist. Vereins für Osnabrück 28 (1904), 293-306). L. Thyn, Benno II. (Inaugur.-Dissert., Göttingen 1869; die reichen Literaturangaben sind z. T. überholt, weil sie sich auf eine interpolierte Vita Bennonis des Abtes Norbert v. Iburg stützen). J. Hindenburg, Benno als Architekt (1921). O. Köhler, Das Bild des geistlichen Fürsten (1935). F. Philippi, Norberts Vita Bennonis eine Fälschung? im „Neuen Archiv“ 25., S. 767-795, dagegen Scheffer-Boichorst in den Sitzungsberichten der Berliner Akad. d. Wissensch. (1901), 132-168.



20 Jahre alten Benno in der Zeit zwischen 1040—1044 als Begleiter mit auf eine Pilgerfahrt ins Heilige Land. Von etwa 1045 an weilte Benno in Speyer, wo Kaiser Konrad II. um 1030 den Grund zum gewaltigen Kaiserdom gelegt hatte, den Kaiser Heinrich IV. vor 900 Jahren (1061) vollendete. Es scheint, daß Benno in jenen Jahren schon auf gewisse Gefahren beim Bau des Kaiserdomes hinwies, dessen Fundamente allzu nahe an die damaligen Ufer des Rheins gelegt waren. Anfang der 80er Jahre des 11. Jahrhunderts, als er bereits 12 Jahre Bischof von Osnabrück war, hat er dann endlich erreicht, daß unter dem Chor des Kaiserdomes gewaltige Substruktionen aus Quadersteinen eingefügt wurden, um drohende Zerstörungen durch Unterwaschung abzuwehren<sup>60</sup>.

Am Weihnachtsfest des Jahres 1046 wurde **Heinrich III.** in Rom vom Papst zum Kaiser gekrönt. Auf seiner Rückreise hielt er sich in Speyer auf. 1047 war er in Rom, Sachsen und am Niederrhein, 1048 in Ulm, Rom, Regensburg, Reichenau, Zürich, Straßburg und Speyer. Von dort reiste er im Juli 1048 zurück nach Sachsen und nahm, wahrscheinlich auf dieser Reise, den Schwaben Benno mit nach Goslar: „Henricum Imperatorem deinde in Saxoniam secutus est.“ Die Übersiedlung Benno nach Niedersachsen muß im Sommer 1048 erfolgt sein; denn am 7. Juni jenes Jahres urkundete der Kaiser noch in Speyer, am 20. Juli aber bereits in Minden. Dann hielt er sich in den Pfalzen des Harzgebirges, besonders in seiner Lieblingsstadt Goslar, auf. Ende September war er in Pöhlde<sup>61</sup>. Benno hat sicher vom Jahr 1048 an seine außergewöhnlichen Baukenntnisse beim Bau der Kaiserpfalz und der der Pfalz gegenüberliegenden Stiftskirche SS. Simon und Juda (sog. Goslarer Dom) dem Kaiser zur Verfügung gestellt.

Zwischen 968 und 970 waren die Silberadern des Rammelsberges bei Goslar entdeckt, die für die wirtschaftliche und auch politische Bedeutung der alten Wik-Siedlung, die sich zur späteren Stadt Goslar entwickelte, von großer Bedeutung waren („Goslarer Silbersegen“). Wahrscheinlich hat bereits Kaiser Otto III. († 1002) den ersten Königshof in Goslar zur Verwaltung der Einkünfte aus den Bergwerken errichtet; jedenfalls entstand unter Kaiser Heinrich II. bald nach dem Jahre 1000 ungefähr an der Stelle des heutigen Kaiserhauses der erste Pfalzbau. Unter seinem Nachfolger, Kaiser Konrad II. († 1039), dem ersten Salier, erscheint dieser Pfalzbau als „curtis regalis“. Auf Bitten der Kaiserin Gisela ließ der Hildesheimer Bischof Godehard († 1038) südlich am westlichen Teile der curtis regalis die Kirche Unserer Lieben

<sup>60</sup> Vita Bennonis, Kap. 21. Tangl in der Vorrede zu seiner Übersetzung, S. XIII.

<sup>61</sup> M. Tangl, a. a. O., S. 10, Anm. 1.



Frau errichten, die er selber konsekrierte. Es war ein stattlicher Bau mit zwei Türmen. Seitdem wurde dieser Hügel Liebfrauenberg genannt<sup>62</sup>.

Kaiser Heinrich III. (1039—1056) machte Goslar zu seinem Lieblingssitz, zum „clarissimum regni domicilium“. Er schuf seit 1047 einen herrlichen Neubau der Kaiserpfalz, die baulich die Stadt beherrschte und deren Kern noch das heutige Kaiserhaus bildet. Südlich am langgestreckten Reichssaal liegt die dem hl. Ulrich geweihte kaiserliche Hauskapelle. „In dieser durch den Übergang vom kreuzförmigen Erdgeschoß zum oktogonalen Obergeschoß architektonisch besonders bemerkenswerten Palaskapelle befindet sich das Grabmal Kaiser Heinrichs III., das sein Herz birgt. Seinem Wunsche gemäß blieb es in seiner Lieblingsresidenz Goslar, während sein Leib im Speyerer Familiendom der Salier seine letzte Ruhestätte fand. Wie er mit der Pfalz, in der 1050 sein Sohn Heinrich IV. geboren wurde, einen für damalige Verhältnisse großartigen Profanbau schuf, gab er seiner Vorliebe für Goslar durch die Gründung des Domstiftes — seinen Geburtsheiligen Simon und Juda geweiht — und der Errichtung des Domes beredten Ausdruck<sup>63</sup>.“ Diese der Kaiserpfalz gegenüberliegende Stiftskirche wurde als *capella regia* ebenfalls 1047 grundgelegt und 1050 durch Erzbischof Hermann von Köln konsekriert. Sie war eine dreischiffige romanische Basilika mit Querschiff, Chor und Krypta. Zwischen den zwei Westtürmen lag das Westparadies. Im Innern trug sie den niedersächsischen Stützenwechsel (1 Pfeiler abwechselnd mit 2 Säulen), die Säulen hatten Würfelkapitelle<sup>64</sup>.

Sowohl beim Bau der Kaiserpfalz wie des Domes war Benno beteiligt. Die achtseitigen Würfelkapitelle, von denen drei erhalten sind, sind schwäbischer Art und weisen auf die Mitarbeit Bennos hin. Dieser war ungemein tätig. „Es entspann sich um ihn bei den Großen unseres

<sup>62</sup> Vgl. A. Bertram, I, 96. GMSS XI, 210. G. Dehio, Handb. der dtschen Kunstdenkmäler I (1949) 116 f. K. Brünig, Handb. d. hist. Stätten Deutschlands (1958) II, 144 ff.

<sup>63</sup> K. Brünig, a. a. O., 145.

<sup>64</sup> Leider ist diese prächtige Stiftskirche 1819 auf Verkauf abgerissen. Erhalten blieb nur eine Vorhalle am nördlichen Seitenschiff aus der Mitte des 12. Jh., in der interessante Kunstwerke aus der Stiftskirche und der Kaiserpfalz untergebracht sind. „Der stumpfsinnige fiskalische Sparsinn des 19. Jahrhunderts ließ den Dom abbrechen“, sagt Dehio mit vollem Recht (G. Dehio, Geschichte der deutschen Kunst I (2 1921) 89. „Es muß wohl als Höhepunkt der Goslarer Geschichte gewertet werden, daß in den Septembertagen 1056, knapp einen Monat vor Heinrichs III. Tode, Papst Viktor II. den Herrscher hier aufsuchte, ein Symbol gleichsam der Einheit weltlicher und geistlicher Macht, ein vielleicht letztes gesamtabendländisches Ereignis“; K. Brünig, a. a. O., 145.



Sachsenlandes ein ehrenvoller Wettstreit, in wessen Dienste er zunächst treten sollte. In diesem Wettstreit siegte **Azelin**, führte ihn unter großen Versprechungen mit sich und stellte ihn als Lehrer an der Hildesheimer Domschule an, wo nunmehr ein geradezu hervorragender geistlicher Nachwuchs heranblühte, so daß Benno als Erleuchter dieser Gegend und Neuerwecker kirchlichen Lebens galt<sup>65</sup>."

Benno war schon 1048 in Goslar an der Schule der Stiftskirche als Lehrer tätig gewesen. Azelin machte ihn zum Vorsteher der Hildesheimer Domschule. „Er holte oft seinen Rat ein, hieß ihn an den Verhandlungen mitwirken, Gesandtschaften übernehmen, bestellte ihn auch zum Sprecher in öffentlichen Verhandlungen<sup>66</sup>." Im Jahr 1051 nahm er ihn als Begleiter mit zur Heerfahrt Heinrichs III. gegen die Ungarn. Auf diesem Kriegszuge besorgte Benno die wirtschaftliche Betreuung des kaiserlichen Heeres mit solcher Umsicht, daß die Nahrung niemals ausging. Nach Rückkehr vom Feldzug ernannte ihn der Hildesheimer Bischof zum Dompropst und betraute ihn mit der wirtschaftlichen Verwaltung unseres Bistums. Der Kaiser ernannte ihn zum Archidiakon und Vicedominus in Goslar und damit zum obersten Verwalter der Kaiserpfalz.

Benno muß in jenen Jahren sehr oft zu Pferde den Weg zwischen Hildesheim und Goslar gemacht haben. Sein Freund, der Abt Norbert von Iburg, schreibt: „Bennos Eifer, die übernommenen Bauwerke fertigzustellen, war so groß, daß er von ihnen auch dann nicht abließ, wenn er in fernen Ländern weilte, sondern ihre Weiterführung anderen übertrug<sup>67</sup>." Dieser Satz ist sehr charakteristisch und gibt eine Erklärung für das außerordentliche Wirken Bennos, dessen Treue besonders gerühmt wird, und „der ein solches Maß an Scharfsinn und Klugheit besaß, daß er schon bei Beginn einer Verhandlung von der erhabenen Warte seines Geistes aus durchschaute, wo jeder mit seiner Rede hinaus wollte, und welchen Ausgang die ganze Angelegenheit nehmen würde. Gegen Arme, Bedürftige und durch Schicksalsschläge Heimgesuchte hatte er ein weiches Herz und grenzenloses Mitgefühl, so daß er Gefangenen und Kranken, Hungernden und Nackten, Heimatlosen und Waisen, Witwen und Pilgern immer nach Kräften beistand<sup>68</sup>."

---

<sup>65</sup> Vita Bennonis, c. 5. Unter Bischof Dithmar war also ein Verfall im Leben und in der theologischen Ausbildung des Hildesheimer Klerus eingetreten.

<sup>66</sup> Vita Bennonis, c. 6.

<sup>67</sup> Ebd., Kap. 21.

<sup>68</sup> Vita Bennonis, c. 7. Die Lebensbeschreibung Bennos von dem Abt Norbert von Iburg geht freilich oft, wie fast alle Bischofsbiographien jener Zeit, ins Panegyrische, übertreibt das Gute und unterschlägt das zu Beanstandende.



In keiner zeitgenössischen Chronik, auch nicht in der Vita Bennonis des Abtes Norbert, habe ich etwas über Bennos Stellung zu dem Plan finden können, den Azelin für unseren Dombau durchzuführen suchte. Es scheint fast, als ob der Bischof die baulichen Bedenken Bennos mißachtet habe, ihn anderweitig reichlich beschäftigte, ihm Ehrenposten übertrug, dabei aber hochmütig auf seinem eigenen Plan bestand. Benno hat dann offenbar den Hildesheimer Bischof sein unglückliches Bauexperiment weiterführen lassen. Rätselhaft bleibt diese Angelegenheit immerhin. In Goslar war Benno auch bei richterlichen Entscheidungen, in der Aufsicht über die Landwirtschaft in ihren verschiedenen Zweigen und der Eintreibung der jährlichen Korneinkünfte führend tätig, vor allem nach dem Tode Kaiser Heinrichs III. im Jahr 1056, als dessen sechsjähriger Sohn, Heinrich IV., unter der vormundschaftlichen Regierung seiner Mutter, der Kaiserin Agnes, und der Reichsverweserschaft der Erzbischöfe von Köln und Bremen, deutscher König geworden war. Sicher ist, daß Benno nach dem Tode unseres Bischofs Azelin (1954) dessen Nachfolger, **Hezilo**, bewog, den Azelinischen Dombauplan fallenzulassen und den neuen Dom auf den Fundamenten des Altfrid-Domes als dreischiffige romanische Basilika im Anschluß an die Altfrid-Krypta und den stehengebliebenen Hochchor neu zu errichten. Benno hat bei seinen vielen Bauten sicher nur die Entwürfe gemacht und durch gelegentliche Reisen, besonders auch nach Hildesheim, die Ausführung der Bauten überwacht. Nur so war es möglich, daß er Zeit fand, neben all seiner sonstigen überreichen Arbeit, im Auftrag Heinrichs IV. (1056—1106) die Burgen und Festungen gegen die Sachsen zu errichten, mit denen der aus fränkischem Stamm geborene König dauernd Auseinandersetzungen hatte. Nur so war es möglich, daß Benno auch Zeit fand, ein volles Jahr (1066) beratend dem Erzbischof Anno von Köln zur Seite zu stehen, der, wie er selber, aus Schwaben stammte und vor seiner Erhebung zum Kölner Erzbischof (1056) als Propst am Goslarer Domstift (seit 1054) tätig gewesen war.

Im Jahr 1065 war der 15jährige König Heinrich IV. für mündig und wehrhaft erklärt worden. Ein Jahr später (13. 7. 1066) vermählte er sich mit Bertha von Turin, um seinen Einfluß in Italien zu sichern. Durch Benno ließ er Zwingburen gegen die Sachsen errichten, die er mit schwäbischen Ministerialen und Truppen besetzte. Die freiheitsliebenden Sachsen waren über den Absolutismus des Königs derart empört, daß sie 1073 einen machtvollen Aufstand gegen ihn unternahmen. Der König floh von der Harzburg über Eschwege nach Hersfeld. Die Thüringer schlossen sich den Sachsen an. Heinrich IV. mußte in die Niederreißung der Burgen in Sachsen einwilligen. Die auf seinen Wunsch von Benno erbaute Harzburg wurde 1074 mit der zugehörigen



Kirche zerstört. Dabei wurden auch die Gebeine von Heinrichs Bruder und eines jung verstorbenen Sohnes von den sächsischen Bauern aus den Gräbern gerissen. Diese Tat empörte weite Kreise Deutschlands gegen die Sachsen, die am 9. Juni 1075 von einem großen königlichen Heer an der Unstrut eine schwere Niederlage erlitten. Rund 8000 Sachsen fielen in dieser Schlacht, in der nicht nur die Thüringer den Sachsen untreu wurden, oberdeutsche und rheinische Fürsten sich mit ihren Heeren gegen die Sachsen stellten, sondern auch die sächsischen Adligen sich von dem einfachen Volk trennten, wie sie es in den Tagen Karls d. Gr. im Sachsenkriege getan hatten. Heinrich IV. besaß nun eine fast unbeschränkte Gewalt in Deutschland, die allerdings auf der Schärfe des Schwertes ruhte, ihn aber zu dem Versuch veranlaßte, auch in Italien und gegenüber dem Papsttum die Macht seines Vaters, Kaiser Heinrichs III., zurückzugewinnen.

Inzwischen war Bischof Benno I. von Osnabrück im September 1068 gestorben. Am 23. November 1068 ernannte Kaiser Heinrich IV. seinen Vicedominus Benno als Benno II. zum Bischof von Osnabrück, der sich am 1. Februar 1069 in Köln von seinem Freunde, dem Kölner Erzbischof Anno, unter der Assistenz der Bischöfe Friedrich von Münster und Eilbert von Minden konsekrieren ließ. Am 24. Januar 1076 nahm Bischof Benno II. von Osnabrück an der vom König nach Worms berufenen Reichssynode teil, auf der 26 Bischöfe im Wormser Dom dem Papst Gregor VII. (1073—1085) den Gehorsam kündigten. Auf der Fastensynode in Rom sprach der Papst über den König und die 26 Bischöfe, die ihn in Worms als des Papsttums für unwürdig erklärt hatten, die Exkommunikation aus. Um die Lösung vom Bann zu erhalten, reiste Bischof Benno II. Ende des Jahres 1076 nach Canossa. Am 25. Januar 1077 erschien dort auch der König selber und erhielt am 4. Tag nach seiner Ankunft vom Papst die Lossprechung. „Als unerschütterlich treuer Anhänger Heinrichs IV. hat Benno mit dem König die gefährvollen Stunden der Flucht aus der Harzburg geteilt, den Gang nach Canossa mitgemacht, bei der ersten Absetzung Gregors VII. zu Worms mitgewirkt, bei der zweiten zu Brixen (25. 6. 1080) sich allerdings sehr passiv verhalten“<sup>69</sup>.

<sup>69</sup> M. Tangl, a. a. O., Vorwort S. V f. Die Vita Bennonis des Norbert von Iburg schildert im 19. Kapitel, wie sich Benno in Brixen während der Verhandlung in einer Höhlung der Rückseite des Altares versteckt hielt: „Die Höhlung war hinreichend geräumig, um seinen kleinen Körper aufzunehmen. Die Brixener Absetzungsurkunde Gregors VII. trägt nicht den Namen Bennos. Von den dort anwesenden 30 Bischöfen haben nur 28 unterschrieben.“ (MGC I; 118 ff.). Die Vita Bennonis sagt im 17. Kapitel: „Der Bischof (sc. Benno II.) hielt sich so sehr im Gleichgewicht seiner Klugheit, daß er, ohne Verdacht zu erregen, stets in beiden Lagern verkehren konnte,



Um das Jahr 1080 hat Benno das Benediktinerkloster Iburg in seiner Osnabrücker Diözese zu Ehren des hl. Klemens begründet. Auf seinen vielen Reisen hatte er öfters Herberge im Kloster Siegburg genommen. Vom dortigen Abt Reginhard erhielt er Mönche für sein Iburger Kloster, dessen erster Abt Adalhard ward. Adalhards Nachfolger wurde 1085 Norbert († 1117), der Verfasser der Lebensbeschreibung Bennos, der mit ihm noch volle drei Jahre zusammenlebte. Benno verbrachte nämlich, des irdischen Treibens müde, die letzten Lebensjahre im Kloster Iburg. Nur sonntags pflegte er nach Osnabrück zu reiten und dort Hochamt und Predigt zu halten. Auf einer Rückreise von Osnabrück nach Iburg erkältete er sich schwer, infolge eines starken Regenfalles. Von dieser Krankheit hat er sich nicht mehr erholt. Am 25. Juli 1088 „legte er beim ersten Morgengrauen vor dem Abt und den Mönchen ein öffentliches Bekenntnis seiner Sünden ab und empfing, mit den priesterlichen Gewändern bekleidet, von Abt Norbert die Wegzehrung“<sup>70</sup>. Am 27. Juli jenes Jahres ist Benno im Kloster zu Iburg gestorben und dort beigesetzt. Er hat ein Alter von etwa 68 Jahren erreicht. Die Niedersachsen hat der Schwabe Benno ebensowenig verstanden und geliebt wie sein König, der Franke Heinrich IV., dem Benno unentwegt zur Seite stand und stets unerschütterliche Treue hielt. Was uns hier besonders interessiert, sind Bennos Bauten in unserer Diözese, besonders sein Dombau in unserer Bischofsstadt, und sein Verhältnis zu Bischof Hezilo, dem Bauherrn unseres Domes.

### Der Bauherr Hezilo und sein Dom

Am 8. März 1054 war Bischof Azelin eines plötzlichen Todes gestorben. Sein Nachfolger wurde Hezilo (1054—1079), ebenfalls königlicher Kaplan<sup>71</sup>, seiner Abstammung nach wahrscheinlich aus fränkischem Stamm<sup>72</sup>. Der Verfasser der „Fundatio Ecclesiae Hildensemensis“ stellt ihn in einseitiger Weise als leuchtendes Vorbild seinem Vorgänger

---

und daß weder der König, obwohl er ihn unter seinen Feinden weilen sah, je an seiner Treue zweifelte noch die Gegenpartei, obwohl sie an seiner unbedingten Königstreue nicht zweifelte, ja Nachstellungen von seiner Hinterlist befürchtete.“ Benno trieb also ein diplomatisches Doppelspiel, das ihn in den Jahren 1078 und 1079 zu Gesandtschaftsreisen nach Rom führte. Er ist übrigens auch der Urheber der Urkundenfälschung um den Zehnten zwischen den Osnabrücker Klöstern und dem dortigen Bischofsstuhl.

<sup>70</sup> Vita Bennonis, c. 25.

<sup>71</sup> Wolfher, Vita Godeh. II, c. 32.

<sup>72</sup> Lüntzel (a. a. O., I, 247, Anm. 4) erklärt den Namen als oberdeutsche Diminutivform von „Heinrich“, niederdeutsch Hetilo, Ethelo od. Ethyl, wie dieser Bischof in einigen niederdeutschen Chroniken gelegentlich genannt wird.



Azelin gegenüber. Wolfher hat nur wenige Sätze über Hezilo<sup>73</sup>. Offenbar hat er nur, wie diese Sätze zeigen, die ersten Jahre dieses Bischofs noch erlebt. Eine historisch zuverlässige Charakteristik Hezilos gibt H. A. Lüntzel mit den Worten: „Nicht voll Kraft und Weisheit wie Bernward, nicht voll Frömmigkeit und Demut wie Godehard, leitete er dennoch den ihm anvertrauten Sprengel durch die Stürme der Zeit unbeschädigt, ja, nicht ohne Gewinn, hindurch. Kräftig und leidenschaftlich, stolz, schlaue und bei seinem Streben in der Wahl der Mittel nicht übermäßig gewissenhaft, starb er dennoch in Frieden mit der Kirche<sup>74</sup>. Hezilos leidenschaftliche Kraft war nicht die ruhige, selbstsichere eines Bernward. Seine Schlaueheit deutet selbst der Verfasser der „Fundatio“ an, wenn er ihn als „ante et retro occulatus“ („vorn und hinten hatte er seine Augen“) bezeichnet.

In dieser Art zeigt sich Hezilo auch im Kampf Heinrichs IV. mit Papst Gregor VII. Als am 24. Januar 1076 auf Befehl des Königs 26 deutsche Bischöfe im Dom zu Worms dem Papst den Gehorsam aufkündigten, war auch Hezilo („Hezil Hiltinisheimensis“) dabei<sup>75</sup>. Aber er zeichnete einen querliegenden Speer, einen sog. obelus, unter seinen Namen. Das war das damalige Zeichen, womit die Gelehrten in ihren Handschriften zum Ausdruck brachten, daß das darüber stehende Wort als unrichtig anzusehen sei. Hezilo suchte so in schlaue Weise seine Unterschrift sofort wieder auszumerzen<sup>76</sup>. Es traf ihn allerdings trotzdem die vom Papst über jene Bischöfe ausgesprochene Exkommunikation. Doch hat er den Weg nach Canossa nicht zu gehen brauchen. Nach erfolgter Unterwerfung wurde er auf Geheiß des Papstes zu Korvey von den Bischöfen Adalbero von Würzburg und Engilbert von Minden losgesprochen.

Auch charakteristische Beispiele von Hezilos Hochmut finden sich in seiner Lebensgeschichte. Zu Weihnachten 1062 und Pfingsten 1063 weilte der junge König Heinrich IV. in Goslar, der Stadt, die ihm wie seinem Vater die liebste Stadt war, und nahm in dem von seinem Vater erbauten sog. Goslarer Dom am Gottesdienst teil. Nach altem Herkommen pflegten bei solchen Gelegenheiten den Platz zur Rechten des Königs der Kanzler des Reiches, meist also der Erzbischof von Mainz, den zur Linken der Abt von Fulda einzunehmen. Hezilo wollte aber in der eigenen Diözese nur dem Erzbischof von Mainz den Vorrang lassen und verdrängte am Pfingstfest 1063 mit Gewalt durch seine Be-

<sup>73</sup> Wolfher, Vita Godehardi II, c. 33.

<sup>74</sup> H. A. Lüntzel, a. a. O., 247.

<sup>75</sup> MG Leg. II, 45.

<sup>76</sup> „Quod scripserat, ut homo sagacissimi ingenii obelo supposito damnavit“ (Chronicon Hildeshemense) c. XVII.



gleiter den Fuldaer Abt von seinem Sitz<sup>77</sup>. Als der König zu Ostern 1070 in Hildesheim weilte, kam es zum Kampf zwischen der bischöflichen und königlichen Mannschaft, wobei letztere siegte. Daß Hezilo hierbei mitschuldig war, steht nicht fest, ist aber wahrscheinlich; seine spätere Stellung zu Heinrich IV. ist in manchem unklar und zweideutig. Lüntzel macht die bezeichnende Bemerkung: „Er scheint sich von den Sachsen nicht getrennt, dennoch aber fortwährend einige Gunst beim König genossen zu haben<sup>78</sup>.“ Unstreitig war Hezilo ein leidenschaftlicher, schlauer und ehrgeiziger Mann. Ein später Nachfolger Hezilos auf dem Hildesheimer Bischofssitz, Adolf Bertram, urteilt: „Im Verlaufe des Krieges zwischen König und Sachsen, zwischen Papst und König ist Hezilos Haltung nicht die eines entschiedenen Vorkämpfers für die Prinzipien einer der mächtigen Parteien. Sie war vielmehr darauf berechnet, von Bischof und Stift die schweren Schläge abzuwenden, die bei einer entschiedenen Stellungnahme des Bischofs unabwendbar herniederfahren mußten. So erklärt sich Hezilos Doppelspiel bei der Empörung gegen Rom, das allerdings einen wenig erfreulichen Eindruck macht<sup>79</sup>.“ Seine Klugheit zeigte sich auch in seinem reichen caritativen Wirken: „er duldete keineswegs Müßiggang und Faulheit bei soldhen, die etwas, wenn auch nur wenig, arbeiten konnten.“ Das Domkapitel machte er sich dadurch geneigt, daß er die nach dem Brand von 1046 noch bestehende gemeinsame Kapitelspründe aufhob, die Zahl der Domkapitulare bis auf 52 festsetzte, jedem eine eigene Präbende gab und dabei genau bestimmte, was den einzelnen an Geld und Nahrung jährlich an Fest-, Werk- und Fasttagen zustehen solle<sup>80</sup>. Damit war die Möglichkeit, die bis 1046 bestandene und durch die Entwicklung der Zeit wohl überholte *vita communis* der Hildesheimer Domherren wiederherzustellen, nicht mehr gegeben.

Was Hezilo, trotz mancher charakterlichen Mängel, als bedeutenden Bischof unserer Diözese erscheinen läßt, war seine hervorragende wissenschaftliche Bildung, seine Klugheit und Güte gegen die Armen, seine Sorge für die Ausbildung eines guten Klerus sowie für den unversehrten Bestand unseres Bistums und sein Eifer für die Errich-

---

<sup>77</sup> Die dramatische Darstellung dieser Szene, wie sie Lambert von Hersfeld gibt, dürfte wohl übertrieben sein. Daß aber damals eine „*caedes magna Goslare in ecclesia rege praesente*“ stattfand, wird auch anderweitig bezeugt und ist als historisch sicher anzusehen. Daß Hezilo daran die Schuld trug, kann nicht bezweifelt werden.

<sup>78</sup> H. A. Lüntzel, I, 260.

<sup>79</sup> A. Bertram I, 112.

<sup>80</sup> Janicke, Urkundenb. I, n. 93. MGSS VII, 853.



tung neuer Kirchen. Nach mündlicher, aber unwahrscheinlicher Überlieferung sollen unter ihm 50 neue Kirchen im Bistum errichtet sein.

Bei der Errichtung der bedeutendsten Kirchen stand ihm der Schwabe Benno, der spätere Bischof von Osnabrück, als Baumeister zur Seite. Hezilo selber gab als Bauherr Aufträge und Anregungen, vielfach gemeinsam mit den Königen Heinrich III., mit dem er noch zwei Jahre gemeinsam wirkte, und Heinrich IV. Benno war der Baumeister der **Stiftskirche St. Petersberg bei Goslar**, die im Auftrage Heinrichs III. in dessen letzten Jahren erbaut wurde. Die eigentliche Stifterin war die Kaiserin Agnes von Poitou. Diese Stiftskirche sollte „die Kapelle der deutschen Königinnen“ sein, wie der sog. Goslarer Dom als „die Kapelle der deutschen Könige“ galt. Aus der Tatsache, daß König Heinrich IV. 1062 die Kirche auf dem Petersberg und das zugehörige Chorherrenstift im Gedenken an seine Mutter Agnes reich beschenkte und dem Bischof Hezilo sowie dessen Nachfolgern zu eigen gab, ersieht man den Einfluß Hezilos bei Einrichtung dieser Säulenkirche, die 1527 bei einer Belagerung Goslars zerstört wurde.

Vielleicht wurde schon unter Hezilo die **Jakobi-Kirche in Goslar** — heute die einzige katholische Kirche der Stadt —, als flachgedeckte Basilika mit doppeltürmigem Westbau grundgelegt<sup>81</sup>. Adolf Bertram urteilt — wohl mit Recht —: „Sie (d. h. die Jakobi-Kirche) scheint jene Kirche Goslars zu sein, von welcher Hezilo 1073 sagt, sie sei auf einer ihm eigenen Hofstätte von den Gütern seiner Kirche errichtet<sup>82</sup>.“

Auch das **Cyriakus-Stift** mit romanischer Kirche am Südrande der Braunschweiger Altstadt, dessen Stifter Graf Ekbert II. war, entstand zur Zeit der bischöflichen Wirksamkeit Hezilos. Das Stiftskapitel umfaßte 12 Stiftsherren (sog. Kanoniker). Im Jahr 1545 ist dieses Werk zugrunde gerichtet.

Am bedeutendsten ist das, was die Stadt Hildesheim ihrem Bischof Hezilo verdankt. Auf dem **Moritzberge** westlich der Stadt hatte Bischof Godehard seit 1025 eine kleine Stiftskirche zu Ehren seines Heimatpatrons errichtet. Hier legte Hezilo im Jahr 1058 den Grundstein für eine prächtige, dreischiffige Säulen-Basilika, mit je sechs Säulen, die das Mittelschiff nach beiden Seiten von den Seitenschiffen trennen. Die Kirche wurde mit Querhaus und rechteckig schließendem Chor errichtet, unter dem und der Vierung sich die viersäulige Krypta befindet, ferner mit romanischem Turm über dem Quadratum. Baumeister war

<sup>81</sup> Die Gründungszeit ist allerdings nicht sicher und wird von manchen Forschern erst an das Ende des 11. oder in den Beginn des 12. Jh. gelegt. Das Augustinerstift auf dem Georgenberge in Goslar wurde bereits von Kaiser Konrad II. grundgelegt.

<sup>82</sup> A. Bertram I, 121.



Benno von Schwaben, der das System der reinen Säulenbasilika in Niedersachsen einführte. Hezilo berief in das Moritzstift zunächst Nonnen, später 20 Stiftsherren (Kanoniker), wodurch das Moritzstift zu einem sog. Kollegiatstift wurde. Schon hochbetagt, verwandelte Hezilo seit 1075 eine alte „domus belli“, d. h. ein burgartiges Festungsgebäude, das östlich vom Dom auf einem Hügel stand, durch Umbau und Anbau in ein Haus des Friedens („novum opus“). So entstand die **Stiftskirche zum hl. Kreuz**, eine dreischiffige Pfeilerbasilika, mit einem Kollegiatstift für 15 Kanoniker. Die Kirche hat im Laufe der Zeit viele Umbauten erlebt. Konsekriert wurde sie, da Hezilo durch Krankheit verhindert war, von seinem besten Freund, dem Halberstädter Bischof Burchard, zu Ehren des Heiligen Kreuzes und der Apostelfürsten Petrus und Paulus. Daß auch hier Benno von Schwaben die Bauleitung hatte, ist kaum zu bezweifeln. Er war allerdings schon seit 1068 Bischof in Osnabrück, hat sich aber um die ihm 1049 zu baulichen Zwecken anvertraute Diözese Hildesheim weiterhin gesorgt, so wie er von Osnabrück aus auch mehrere Reisen nach Speyer unternahm, um den dortigen Kaiserdom endgültig gegen die Unterspülung des Chores durch den Rhein zu sichern.

Von besonderer Wichtigkeit war, daß Benno, unter Hezilo als Bauherrn, der Baumeister unseres **Domes** wurde. Unter Bennos Anregung ging Hezilo bei seinem Dombau auf die Fundamente des Altfrid-Domes zurück. Der Verfasser der „Fundatio Ecclesiae Hildensemensis“ schreibt darüber: „Hezilo gab das Werk seines Vorgängers (sc. Azelins) auf und begann alsbald (also spätestens seit 1055) auf den Fundamenten des alten Gotteshauses, die dem Altfrid einst vom Himmel vorgezeichnet waren, zu bauen, indem er auf die Mauer des Sanctuariums (d. h. des Hochchors), das nicht ganz niedergelegt war, eine neue Überdachung legte. Im 6. Jahre seiner Regierung (d. h. 1061) brachte er mit glücklichem Erfolge und frommer Liebe eine in ihrer Anordnung bescheidene, in ihrer Bescheidenheit aber wohlgeordnete Kirche zur Vollendung, deckte sie mit Kupfer und weihte sie ein<sup>83</sup>.“

Daß Benno den Dombau Hezilos, neben seiner Überfülle von Arbeit, in sechs Jahren zu vollenden vermochte, war wohl nur dadurch möglich, daß das bereits von Azelin an Mauerwerk, Pfeilern und Säulen Geschaffene mit zum neuen Bau verwandt wurde, auch vom alten Bau, dem Altfrid-Dom, manches den Brand und die darauffolgende Niederlegung durch Azelin überdauert hatte. Über die Einzelheiten lassen sich nur Vermutungen anstellen.

Jedenfalls hat Hezilo am 5. Mai 1061 den neuen Dom, den Benno

---

<sup>83</sup> „Fundatio“, ed. Bertram 16/17.



von Schwaben im niedersächsischen Stützenwechsel errichtete, konsekriert, jenen Dom, der im Westwerk, Stützenwechsel, flacher Holzdecke, Hochchor, Krypta und sich anschließendem doppelgeschossigem Kreuzgang den Kern unseres heutigen Domes bildet. Der Anbau der Ostapsis um 1125, der gotischen Seitenkapellen sowie des gotischen Chorgestühles, der Einbau des Renaissancelettners, die Barockisierung mit barockem Vierungsturm im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts sowie die Restaurierung und Ausstattung im letzten Jahrzehnt haben den wesentlichen Charakter des dreischiffigen romanischen Hezilo-Domes, den Benno erbaute, nicht geändert, so daß der **5. Mai 1961 tatsächlich der 900. Gedenktag der Konsekration unseres Mariendomes war**<sup>84</sup>. Hezilo hat dem Dom auch die herrliche Lichterkrone geschenkt, die das himmlische Jerusalem darstellt und heute den Hochchor schmückt, ferner Evangeliare und wissenschaftliche Bücher. Die Kreuzkirche in Hildesheim erhielt das nach dem Bernwardskreuz gestaltete, auch heute noch erhaltene Hezilo-Kreuz. Der 5. Mai ist übrigens dreimal bemerkenswert in der Geschichte unserer Diözese: Am 5. Mai 1038 starb Bischof Godehard, am 5. Mai 1061 wurde der neue Mariendom von Bischof Hezilo konsekriert, am 5. Mai 1928 starb Bischof Dr. Joseph Ernst.

Im Schlußurteil über Bischof Hezilo, den Bauherrn unseres Domes, können wir seinem späten Nachfolger Dr. Adolf Bertram (Bischof von Hildesheim 1906—1914, von 1914—1945 Erzbischof von Breslau, seit 1916 auch Kardinal) zustimmen: „In den letzten Jahren seines Lebens genoß der greise Hezilo bei den Bischöfen der benachbarten Sprengel ein hohes Ansehen, eine gewisse Nestor-Autorität. Keiner aber stand in vertraulicherem Verhältnisse zu ihm als Burchard von Halberstadt. Als Hezilos Ende nahte, eilte Burchard herbei und erwies ihm die letzten Liebesdienste. Er weihte Hezilos letzte Schöpfung, die Kreuzkirche zu Hildesheim mit ihrem Stifte, und hörte des Bischofs letzte Beichte. ‚Stets lebt Hezilos Andenken lebendig und ruhmreich bei uns fort, weil noch zahlreiche Wohltaten in unserer Genossenschaft an ihn erinnern‘, sagt der Chronist des Domes. Das können auch wir von ihm sagen im Hinblick auf seine noch heute bestehenden kirchlichen Schöpfungen. Er ruht in der von ihm neu erbauten Mauritiuskirche an der Stelle, die er selbst für sich vorher hatte ausgraben lassen: im westlichen Teile des Langhauses unter der Empore steht sein Sarkophag.

<sup>84</sup> Weshalb nach dem 2. Weltkriege ein neuer barocker Vierungsturm auf diesen romanischen Bau gesetzt wurde, bleibt ebenso rätselhaft wie die Tatsache, daß der Eingang zu den zerstörten und wieder aufgebauten nördlichen gotischen Seitenkapellen nicht in Spitz-, sondern Rundbögen gehalten ist.



Auf demselben liegt eine 1694 aus Holz geschnitzte Bischofsfigur. 1667 ist sein Grab geöffnet und demselben der jetzt im Domschatz befindliche kleine silberne Grabkeltch mit Patene entnommen<sup>85</sup>. Die Stadt Hildesheim hat diesen Bischof dadurch geehrt, daß sie zu seinem Gedenken einer Straße der Stadt den Namen Hezilo-Straße gegeben hat.

### Der Hezilo-Dom und der Tausendjährige Rosenstock

Der sog. Tausendjährige Rosenstock am Hildesheimer Dom ist weltbekannt und wird jährlich von ungezählten Fremden besucht. Es handelt sich bei ihm um eine der vielen Arten der gewöhnlichen wilden Rose (*rosa canina*). Alljährlich in der zweiten Junihälfte treibt er die größte Zahl seiner Blüten. Die Volkslegende verwechselt ihn mit dem Baum, an welchem, nach dem Bericht der „Fundatio“, der Hofkaplan Ludwigs d. Fr. im Jahr 815 das alte Marienheiligtum während der Messe befestigt hatte. Dieser Baum überschattete eine Quelle und war sicher kein Rosenstrauch<sup>86</sup>. Zum erstenmal hören wir von unserem Rosenstock im 17. Jahrhundert. Der Jesuit G. Elbers, der 1629 als Lehrer nach Hildesheim kam, nennt ihn uralte und gibt ihm ein Alter von 800 Jahren. Diese Ansicht Elbers' ist irrig. Hezilo († 1079) bzw. sein Baumeister Benno von Schwaben schloß unseren Mariendom im Osten gradlinig ab. Nach Mitteilung der „Fundatio Ecclesiae Hildensemensis“ wurde beim Dombau der östliche Teil der Krypta mit dem Altar der ersten Kapelle (sc. Ludwigs d. Fr.) ausgeschlossen und blieb außerhalb der Gruft, die durch Hezilos gerade Ostwand durchschnitten wurde. Im Herbst 1078 begann Hezilo aus den Steinen dieses ausgeschiedenen Teiles der Gruft eine Rundkapelle zu bauen. Das alles geschah sicher aus Ehrfurcht vor Ludwigs Marienkapelle und ihrem Alter. Hezilo brachte diese Rundkapelle, die nahe östlich seiner gradlinigen Ostapsis lag, „zur Körperhöhe eines Mannes“. Dann starb er auf dem Moritzberge am 5. August 1079, ohne die Vollendung der Kapelle erlebt zu haben. Erst Hezilos übernächster Nachfolger, Bischof Berthold I. (1119—1130), hat etwa um 1125 dem Hezilo-Dom die noch heute stehende halbkreisförmige Ostapsis gegeben, an der sich der Rosenstock emporrankt. Er hat beim Dombrand von 1945 durch Ver-

<sup>85</sup> A. Bertram I, 123.

<sup>86</sup> Über die Art dieser Rose und die Geschichte des Rosenstockes und seine Lit. vgl. u. a. H. Seeland, „Der tausendj. Rosenstock am Dom zu Hildesheim“, 2 1956, mit früherer Lit. auf S. 66 f. Seeland schätzt das Alter des Rosenstocks auf rd. 500 Jahre, a. a. O., 57. „In ramo arboris“ kann im Deutschen niemals heißen „am Zweige eines Rosenstrauches“, sondern nur „am Aste eines Baumes“.



sengung und Verbrennung vieler Zweige stark gelitten, ist aber, wenn auch nicht im früheren Umfang der Zweige, in frischem Leben und wird nach etlichen Jahren wieder die ganze Ostapsis überdecken. Alle Zweige entwachsen der uralten Wurzel. Daß der Rosenstock an der Bertholdschen Ostapsis, die den Marienaltar Ludwigs d. Fr. wieder mit in die Krypta einschloß, mit der Absicht angepflanzt ist, um diese Apsis einmal ganz zu umranken, ist offensichtlich. Möglich wäre es, daß bereits Bischof Berthold ihn in dieser Absicht angepflanzt hat. Sein Alter würde dann etwa 830 Jahre betragen. Mir erscheint es wahrscheinlicher, daß Bischof Otto II. (1319—1331) aus dem Grafengeschlecht der Wohldenberger, der schon vor seiner Bischofsernennung 1315 die sog. „Goldene Messe“ für den Dom stiftete, ferner als Bischof den Dom mit vielerlei Stiftungen und Spenden beschenkte und 1321 inmitten des Kreuzganges die prächtige St.-Annen-Kapelle genau der Bertholdschen Ostapsis gegenüber erbauen ließ, dieser Kapelle gegenüber an der Domapsis den Rosenstock angepflanzt hat. Annenkapelle und Rosenstock liegen einander in gerader Richtung gegenüber. Bei dieser sicher nicht unbegründeten Annahme beträgt das Alter des Rosenstockes etwa 640 Jahre. Jedenfalls trifft das Wort des Hildesheimer Arztes Joh. H. Cohausen († 1750) zu, der unseren Rosenstock als den größten der ganzen Welt bezeichnet. Da die wilde Rose am Quellheiligtum der Gottesmutter Frigga schon in der heidnischen Zeit blühte und in der Stadt Hildesheim außerordentlich verbreitet ist, erinnert unser sog. Tausendjähriger Rosenstock an die Tatsache, daß der Kult der heidnischen Göttermutter Frigga durch die Verehrung der Gottesmutter verdrängt wurde. — Es war notwendig, die vorstehenden Ausführungen anzufügen, um zu zeigen, daß an der Ostseite des Hezilo-Domes kein Rosenstrauch emporragte und der sog. Tausendjährige Hildesheimer Rosenstock noch einige Zeit warten muß, bis er das Alter eines Jahrtausends erreicht hat.



## Johann Friedrich, Herzog von Braunschweig und Lüneburg (1625-1679)

Von Otto Blecher, Hannover

Im nächsten Jahr findet in Hannover der Katholikentag statt. Da denken wir vor allem des Herzogs Johann Friedrich, der im Gegensatz zu seinen Brüdern Christian Ludwig, Georg Wilhelm und Ernst August stärker für geistige und religiöse Dinge veranlagt war. Er lebte, wie seine Brüder, oft in Italien. Im Unterschied zu ihnen aber kehrte er 1651 in Assisi zur katholischen Kirche zurück. Im Herbst 1652 kam er in seine Heimat Celle zurück. Er ist einer der bedeutendsten Fürsten des welfischen Hauses und hat das katholische Leben in Hannover, nachdem es 130 Jahre erloschen war, wieder begründet. Er ist geboren am 25. April 1625. Seine Eltern waren Herzog Georg und Anna Eleonore, Tochter des Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt. Er war der dritte Sohn in dieser Ehe und ein feingebildeter, äußerst begabter Fürst, ein Beschützer der Wissenschaften und Künste.

In Hannover war 1536 unter dem Welfenherzog Erich der Untergang der katholischen Religion vollendet. Bis zum Jahre 1636 war Hannover keine herzogliche Residenz. In diesem Jahre legte Herzog Georg die Calenberger Kanzlei nach Hannover und errichtete an Stelle des alten Franziskanerklosters seine Kanzlei. 1642 verlegte der älteste Sohn Christian Ludwig, der dem Vater in der Regierung nachgefolgt war, endgültig seine Residenz nach Hannover. Sein Vater, der lutherische Welfenherzog Georg, war im April 1641 im fürstbischöflichen Schloß zu Hildesheim verstorben. Am 5. Mai 1641 zog sein ältester Sohn Christian Ludwig ein, der bis 1643 in Hildesheim verblieb. In diesem Jahr wurde das Stift dem Bischof von Hildesheim zurückgegeben, und es wurde wieder der erste feierliche Gottesdienst gehalten. Im Jahr 1665 starb Christian Ludwig in Celle. Sofort ergriff Herzog Johann Friedrich Besitz von dem erledigten Herzogtum. Durch Punktation vom 2. September 1665 übernahm Herzog Georg Wilhelm, der zweite Sohn des verstorbenen Welfenherzogs Georg, Celle, Johann Friedrich aber übernahm Calenberg mit Grubenhagen. Am 17. September 1666 kam



Herzog Johann Friedrich nach Hildesheim und wohnte einer Komödie bei, die die Schüler der Jesuiten aufführten. Er wurde beim Einzug mit vier Kanonenschüssen empfangen und von 12 Musketieren bis in das Jesuiten-Kolleg begleitet.

Durch Vertrag mit seinem Bruder Georg Wilhelm erwarb Johann Friedrich Grubenhagen, das mit Calenberg vereinigt blieb, wie schon oben erwähnt. Georg Wilhelm erhielt Lüneburg. Johann Friedrich heiratete die französisch erzogene Pfalzgräfin Benedikta. Vier Töchter gingen aus der Ehe hervor. Der heißersehnte Sohn blieb aus.

Johann Friedrich berief Leibniz nach Hannover, er schuf und bezog das Schloß Herrenhausen und begründete die Gartenanlagen. Er schuf ein stehendes Heer und war sehr interessiert an der Politik seines Landes. Im Mai 1671 erschien das Gesamthaus Johann Friedrich mit 17 000 Mann und 85 Geschützen vor Braunschweig und unterwarf die Stadt der Botmäßigkeit der Wolfenbütteler Linie. Damals fiel der berühmte Domschatz — Welfenschatz — ihm als Siegespreis zu.

Viel geschrieben wurde über die Fettleibigkeit des Herzogs. Aber sein Vater Georg war ebenfalls so fettleibig, und die Abneigung seiner Verwandten gegen den katholisch gewordenen Herzog kommt nicht hiervon.

Das aber, was uns besonders interessiert und was das größte Verdienst des Herzogs Johann Friedrich ist, ist die Wiedereinrichtung des katholischen Gottesdienstes in Hannover, der seitdem nicht wieder erloschen ist. Das Weihnachtsfest 1665 ist der Geburtstag der katholischen Gemeinde Hannovers. Zum ersten Male nach der Reformation — also nach 130 Jahren — fand wieder ein katholischer Gottesdienst statt, und zwar im Saale des herzoglichen Schlosses. Die Katholiken waren hauptsächlich Einwanderer aus Italien und Frankreich. Aus den deutschen Landen waren es hauptsächlich junge Katholiken, die sich als Soldaten anwerben ließen, so daß beispielsweise 1673 gut die Hälfte der katholisch getauften Kinder von deutschen Eltern abstammten. Auch die Zahl der Konvertiten, unter denen auch manche Einheimische waren, war nicht gering. Sie betrug z. Z. Johann Friedrichs 330. Den Gottesdienst hielten Kapuzinerpatres. Es waren Deutsche, Italiener und Franzosen, die in der Sprache der Gläubigen die Predigten hielten. Der Gottesdienst fand in der Schloßkirche statt, die Herzog Friedrich den Kapuzinern übergeben hatte. Er stand dem hl. Joseph von Cupertino nahe, da er ja in der Portiunkula-Kapelle zu Assisi zum katholischen Glauben zurückgekehrt war. Johann Friedrich war sehr duldsam den Protestanten gegenüber. Er begann gleich nach seinem Regierungsantritt in Hannover mit dem Bau einer lutherischen Hofkirche, der „Neustädter Kirche“ St. Johannis. Er widmete dieser



Kirche schöne Wappenfenster. Auch übte er keinen Gewissenszwang in seinem Hofstaat aus. Unter den Räten Johann Friedrichs war nicht ein Katholik. Seine Politik zeigte keine Abhängigkeit von konfessionellen Gesichtspunkten.

Besonderen Wert legte er auf die Gestaltung des Gottesdienstes und des Chorgesanges, so daß selbst Jakob Sackmann sagen mußte: „Ja, das kann ich sagen, als ich die zum ersten Male hörte, da dachte ich nicht anders, als daß ich im Himmel wäre.“ Die Duldsamkeit des Herzogs entsprang seiner tiefen Frömmigkeit und seiner Klugheit. Er erwarb auch das Muttergottesbild von Hainholz und kaufte dem Alexanderstift zu Einbeck ein Altarbild von Lukas Cranach und Reliquiare für Hannover ab.

Es drückte Johann Friedrich sehr, daß er keinen Nachfolger hatte. Er trennte sich in Frieden von seiner Gemahlin, mit der er in bestem Einvernehmen gelebt hatte. Benedikta reiste 1679 nach Frankreich ab. Er selbst übersiedelte nach Venedig, wo er für ein Jahr das Palais Foscari mietete. Er nahm auch einen Haushofmeister und Gondoliere in seinen Dienst. Viele Möbel, Kostbarkeiten und Bilder hat er nach Venedig mitgenommen. Doch behielt er sich die wichtigsten Angelegenheiten des Landes vor. Da er keinen Sohn hatte, gab er sein Erbe seinem lutherischen Bruder Herzog Ernst August (damals Fürstbischof von Osnabrück) und dessen hochgebildeter Gemahlin Sophia. Er hatte ihnen in Linsburg Lebewohl gesagt. In Augsburg befahl ihm ein Unwohlsein, das er mit eigenen Mitteln kurieren wollte. Am 23. Dezember wurde der Hofbarbier Larose gerufen und am 27. Dezember der Leibarzt Dr. Konerding. Aber am Morgen des 28. Dezember 1679 fand ihn der Kammerdiener tot im Bett. Die Augsburger Ärzte stellten bei Öffnung des Leichnams polypus cordis fest. Die Leiche wurde über Donauwörth, Nürnberg, Bamberg und Erfurt in die Heimat geleitet und zunächst in der Schloßkapelle zu Calenberg aufgestellt. Am 30. April wurde sie nach Hannover-Herrenhausen gebracht, wo sie am nächsten Tag in der von ihm selbst errichteten Gruft beigesetzt wurde. Noch einmal entfaltete sich der katholische Gottesdienst. Die Leichenpredigt hielt ein Kapuziner. Das Requiem zelebrierte der Apostolische Vikar Steno, der Nachfolger Maccionis, der gelehrte und heiligmäßige Mann, der so schlicht und demütig war, daß er sich weigerte, die kostbaren Meßgewänder, die ihm die Herzogin Sophia geschenkt hatte, anzulegen.

Herzog Ernst August, der nun die Regierung in Hannover antrat, ehrte das Andenken seines Bruders und scheute keine Kosten, Literaten und Dichter nach Hannover zu holen. Die Herzogin-Witwe, Benedikta, die Gemahlin Johann Friedrichs, weilte nur zur Beiset-



zung ihres Gemahls in Hannover. Später wohnte sie in Modena (ihre älteste Tochter hatte den Herzog Rainald v. Modena geheiratet), teils in Paris. Dort ist sie 1730 im Alter von 80 Jahren gestorben.

Herzog Johann Friedrich, dem die Stadt Hannover die Wiedereinführung des katholischen Glaubens verdankt, war ein Mann von echter Frömmigkeit, begeistert für seinen katholischen Glauben und besorgt für die Armen der Stadt. Er war eine ehrliche und rechtschaffene Natur, auf die man sich unbedingt verlassen konnte. Leibniz sagt von ihm: „Ein Versprechenswort von ihm herauszubringen, ist schwer, aber wer es gehabt, kann darauf bauen.“

1957 wurde die Leiche des Herzogs Johann Friedrich und die seiner Tochter Anna Sophia in das Mausoleum in Hannover-Herrenhausen übergeführt.



## Ein Eisenhüttenprojekt des Fürstbischofs Jobst Edmund von Brabeck im Oberharz (1697)

Von Eberhard Tacke, Hannover

In dem Beitrage „Die Papiermacher ‚zur Eisenhütte‘ und ihre Wasserzeichen“ (Unsere Diözese 1959, H. 2, S. 179 ff.)<sup>1</sup> wurde beiläufig davon gesprochen, daß man dem Gründer dieser Papierwerkstätte, dem hildesheimischen Statthalter und Fürstbischof Jobst Edmund von Brabeck, zwar seit langem „in biographischen Skizzen gern“ einen gewissen „Sinn für industrielle Unternehmungen“ nachzurühmen pflege, ihm mit den wenigen Beispielen, auf die dabei gewöhnlich zurückgegriffen werde, indessen gerade nach dieser Seite hin wohl noch keineswegs gerecht zu werden vermöge. Wie wenig dies tatsächlich der Fall ist, wird später einmal zusammenfassend darzustellen sein. Mit der vorliegenden kleinen Mitteilung, der sich weitere von Fall zu Fall anschließen sollen, mag einer solchen Darstellung unterdes in entsprechender Weise vorgearbeitet werden.

Die zugrunde liegende Akte des Staatsarchivs Hannover (Cal. Br. Arch. Des. 4 V Nr. 24, 23) trägt die Aufschrift: „Das Projekt eines Hüttenbaues in der Communion bei Hahnenklee durch Jobst Edmund, Bischof von Hildesheim, 1697“. Den Inhalt bildet — als einziges Aktenstück — ein Brief Herzog Ernst Augusts, ersten Kurfürsten von Hannover, d. d. 10. August 1697 an den „Hochwürdigen Fürsten Unsern besonders lieben freundt, Herrn Jobst Edtmundt, Bischoff zu Hildesheim, des Heyl. Römischen Reichs Fürsten“. Er lautet:

*Unsere freundschaftt und was wir mehr liebes und gutes vermögen zuvor; Hochwürdiger Fürst, besonders lieber freundt; Waß Ew. wegen eines Hüttenwerks, so dieselbe in der Communion auf ihren Kosten zu erbawen gewillet, und der Verstattung solches Vorhabens an Unß gelangen lassen, das haben wir erhalten und nicht ermangelt, unser Communion Berg Ambt darüber zu vernehmen; Nachdem nun die sache in versambleten Berg Ambte überleget worden, und die Vota dahin ausgefallen, daß die anrichtung dieses Hütten-*

<sup>1</sup> Der zweite Teil dieses Aufsatzes wird voraussichtlich im nächsten Heft dieser Zeitschrift folgen.



werkes, auch dessen gebrauch, auf Ew. Ld. lebetage, zwar wol verstattet, auch derobehueff ein platz an der Grane unter dem Hahnenkleerberge, jenseit des Hühnerthals angewiesen werden könnte, sothane Hütte aber nicht weiter als behueff Ew. Ld. in der Communion bawende Bergwerke, und folglich zu keiner anderen noch frembden arbeit, gebrauchet, auch die zu diesem Hüttenwerke nötige Kohlen und Holtzungen, weilen die Communion-Forsten dieselbe herzugeben nicht vermögten, aus der Stadt Goßlar Forsten würden erhandelet, weniger nicht, weilen die Lautenthaler Hüttenleute behueff dieses neuen Hüttenwerks nicht zu entrahten, eigene Hüttenbediente auf deroselben Kosten angenommen, auch kein schmeltzen noch andere arbeit auf sothaner hütte ohne vorheriges anmelden bey Unsern Communion-Berg Amte angehoben werden müte; Solchemnach geben wir Ew. Ld. anheimb, ob Sie auf obige Conditiones das werk anzugreifen gemeinet sein, gestalt wir solchenfalls auf erhaltende weitere nachricht Unserem Berghauptman der verstattung halber gemeßenen befehl ertheilen werden. Die wir Ewerer Ld. angenehme freundschaftt zuerweisen stets geßßen; Geben in Unser Residentz Hannover d. 10 t Augusti 1697.

Von Gottes Gnaden Ernst Augusts, Hertzog zu Braunschweig und Lüneburg, des Heyl. Röm. Reichs Churfürst, Bischoff zu Oßnabrück  
Ew. Ld

von wegen und anstat Unsers Herrn  
Vaters Gnaden.

Wir sehen: Obwohl weder die Vorakten, d. h. insbesondere das Konzessionsgesuch des Fürstbischofs und die von den Bergbeamten dazu abgegebenen Vota [= Stellungnahmen], noch die „anheimbgegebene weitere nachricht“ aus Hildesheim beiliegen, wird der Vorgang in den wesentlichen Punkten deutlich. Offen bleibt in der Hauptsache vorerst nur, ob der Fürstbischof die intendierte Anlage im Oberharz neben dem seit 1682 unternommenen „wirklichen Eisenberg- und Hüttenwerke“ an der Innerste bei Dörnten zu betreiben gedachte oder ob die mit den technischen Mitteln der älteren Zeit „zu tüchtigem Eisen nicht zu verblasenden“ sauren Erze des Salzgittergebiets auch ihn schon damals — etwa 40 Jahre vor der endgültigen Wiedereinstellung der Eisenhütte „Cunigunde“ — bestimmten, sich nach einer „besseren gelegenheit“ als Ersatz für diese umzutun. Sollte das der Fall gewesen sein, so wird er um so weniger das Gefühl gehabt haben können, daß der Absender des mitgeteilten Briefes ihm „angenehme freundschaftt zu erweisen stets geßßen“ sein wolle. Denn daß „auf obige Conditiones“ ein solches „werk anzugreifen“ von vornherein aussichtslos hätte sein müssen, das liegt doch auch ohne weiteres auf der Hand.



### An alle unsere Bezieher

Wir übersenden das 2. Vereinsheft des Heimatvereins unserer Diözese des Jahres 1961 und verbinden mit dieser Zusendung die herzlichsten Grüße und Segenswünsche zum hl. Weihnachtsfest und zum Neuen Jahr.

Wie das 1. Heft, nach zugegangenen Mitteilungen, sehr viel Anklang gefunden hat, so wird auch dieses Heft in seinen einzelnen Artikeln viel Interesse erwecken. Alle Artikel unserer Hefte sind Originalartikel, und alle Mitarbeiter verzichten im Interesse der Sache auf irgendwelche Honorierung. Die beiden Hefte des Jahres 1961 haben außer einer Anzahl wertvoller Illustrationen 132 Seiten Text. Der Preis von 5,- DM für beide Hefte zusammen mit Broschierung und Zusendung ist bei den heutigen Verhältnissen außerordentlich gering und nur dadurch möglich, weil einige Mitarbeiter außer ihrer Arbeit auch noch geldliche Spenden zugeschossen haben und weil fernerhin eine Anzahl von Mitgliedern des Vereins den oben erwähnten Jahresbeitrag von 5,- DM von sich aus erhöhen. Der Vorstand bittet alle Bezieher, nicht nur den Jahresbeitrag für 1961 einzusenden, sondern, wenn möglich, dem Beispiel der anderen zu folgen und jetzt zu Weihnachten mit der Einsendung des Jahresbeitrags auch eine Gabe für das Weiterbestehen und die Herausgabe der anerkannt wertvollen Vereinshefte auf das **Konto der Kreissparkasse Hildesheim** (Girokonto 5 946 oder Postscheckkonto Hannover 4/96) zu übersenden. Außerdem bittet der Vorstand, da er keine andere Werbemöglichkeit hat, daß die Mitglieder selber in ihrem Bekanntenkreis auf den Verein und seine Zeitschrift hinweisen, damit wenigstens der durch Todesfall eingetretene Verlust ausgeglichen werden kann. Es sollte aber auch möglich sein, nicht nur die Mitglieder-Substanz des Vereins auf diese Weise zu erhalten, sondern sie auch durch die persönliche Werbung in Bekanntenkreisen zu erhöhen. Vor allem müßte dieses unter den selbständigen Seelsorgern und Lehrern unserer Diözese der Fall sein, denen die Artikel unserer Hefte ein reiches heimatkundliches Material bieten, das ihnen auch für Ausspracheabende und Vorträge die besten Dienste leistet.

Hildesheim, Weihnachten 1961

Der Vorstand

---

### Die Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Prof. Dr. Algermissen, Domkapitular, Hildesheim, Domhof 16  
Konsistorialrat Dr. Otto Blecher, Hannover, Gellertstr. 6  
Museumsdirektor Dr. Carl Borchers, Goslar, Schieferwege 10  
Oberlandesgerichtsrat Dr. Robert Figge, Celle, Sprengerstr. 12  
Dr. phil. Eberhard Tacke, Hannover, Gneisenaustr. 68

Für den Inhalt verantwortlich:

Prof. Dr. Konrad Algermissen, Hildesheim.











Niedersächsische  
Landesbibliothek  
Hannover

